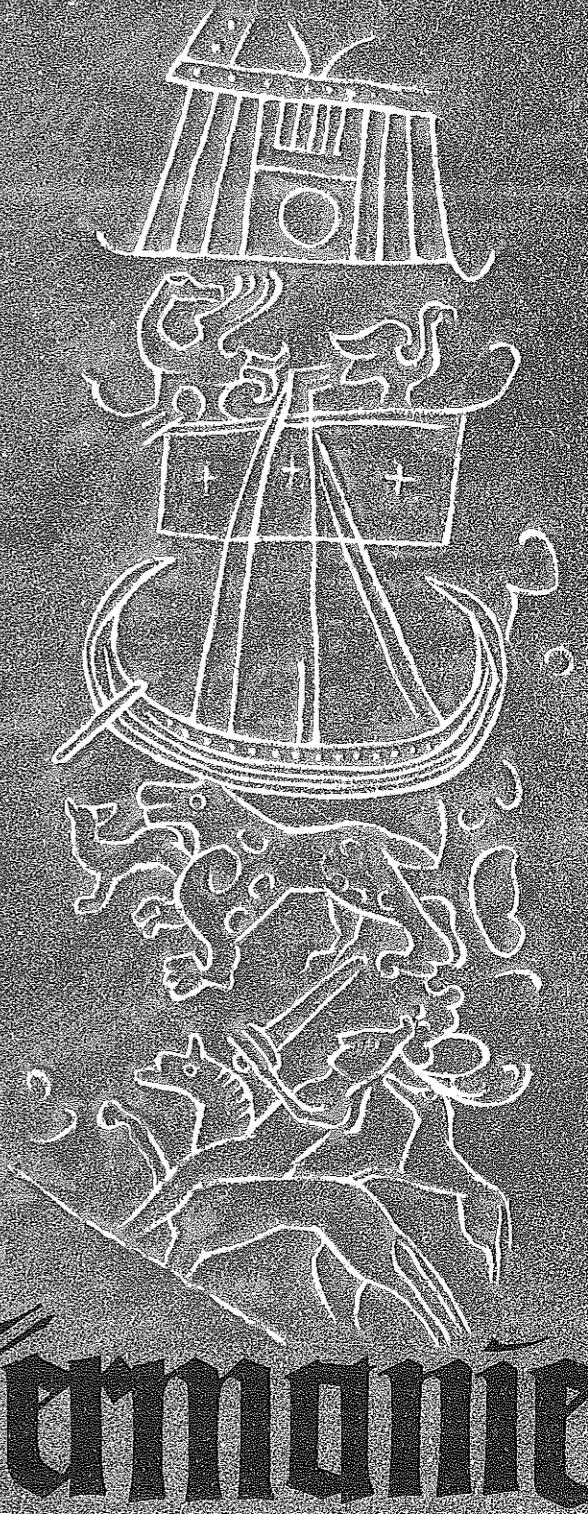


Monatshefte für Germanenkunde



Das Erbe der Ahnen

dem deutschen Volk in Wort und Bild zugängig zu machen ist Aufgabe und Ziel unserer Verlagsarbeit. Sie umfasst daher Forschung und Lehre über Raum, Geist und Tat des nordrassigen Indogermanentums. Sind doch in ihm jene unüberwindlichen Kräfte beschlossen, die seit Jahrtausenden fortwirken und aus denen wir wie unsere Ahnen auch heute empfangen:

Erbe, Glauben, Tat.



Verlags-Prospekte erhalten Sie in jeder Buchhandlung oder vom Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem

Germania

Inhaltsverzeichnis

J. O. Plassmann	„Der Toten Tatentruhm“	337
Theobald Bieder	Die germanische Mythologie im 19. und 20. Jahrhundert (II)	340
Friedrich Leuschner	Wo zu diente die Sonnenwendwarte der Externsteine?	348
Karl Theodor Hoeniger	Die Zauberrute vom Piperbüchel	357
Die Fundgrube	Friedrich Möslinger: Alte Bilder mit Trojaburgen	363
	O. Emmerig: Don-Donez-Donau	365
	Hermann Harder: Zur Deutung des Namens Tamsana	366
Die Bücherwaage	Hans Urbaneck: Die frühen Flachgräberfelder Ostpreußens	367
	Joachim Hoffmann: Die spätheldische Kultur des Memellandes	367
Der Umschlag wurde von Eugen Nerdinger, Augsburg, gestaltet unter Verwendung seines Holzschnitts aus dem Buche „Der Jahresring“ von J. O. Plassmann.		

»Germanien« Monatshefte für Germanenkunde

Zeitschrift aller Freunde germanischer Vorgeschichte. Herausgegeben von der Forschungs- und Lehrgemeinschaft „Das Ahnenerbe“. Herausgeber: Dr. J. O. Plassmann, Berlin-Dahlem, Pücklerstraße 16. Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem, Muhlandallee 7-11.

14. Jahrgang, Neue Folge Band 4, Heft 10.

Bezugspreis: Einzelheft RM. -60, 3 Hefte vierteljährlich durch die Post RM. 1.80. Zahlungen: Postscheckkonto Leipzig 9978. - Bezug durch die Post sowie durch den Buch- und Zeitschriftenhandel. Versandort Leipzig. Postverlagsort Leipzig. - Belagen und Anzeigen werden z. B. nach Preisliste 1 berechnet. - Falls bei Postzustellungen unserer Zeitschrift „Germanien“ Unregelmäßigkeiten auftreten, bitten wir zunächst diese bei Ihrem Briefträger, dann erst bei dem Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem, zu beanstanden.

J. O. Plassmann / „Der Toten Tatentruhm“

In meinem Aufsatz „Von der germanischen Totenehrung“ (Germanien 1942, S. 83-87) habe ich dargelegt, daß die germanische Totenehrung drei wesentliche Bestandteile hatte: zuerst die eigentliche Klage („wōp“), dann den kunstvollen Ritt um die Bahre oder das Grab des Helden, und drittens das Preislied oder die Lobrede auf den Helden, in der seine Taten gefeiert werden („dōm“). Ich habe dabei (S. 86) auf eine Stelle in der Sachengeschichte des Widukind von Corvey verwiesen, wo das Heldenlob an der Bahre Ottos I. wiedergegeben wird. Es sind alle Elemente darin wiederzufinden, die auch die Lieder auf Attila und Beowulf enthalten: „populus pro eius laude et gratiarum actione multa locutus“, „das Volk sprach viel zu seinem Lobe und Danke“, wobei dann die hauptsächlichsten Taten aufgezählt werden. Wörtliche Anklänge an eine Formel im Heliand (fagar folk filu sprákum, lofword manag liudio hērron) lassen mich vermuten, daß Widukind dabei aus dem Formelschatze germanischer Dichtung geschöpft hat.

Bei Widukind von Corvey finde ich nun noch eine andere Stelle, die das Heldenlob über einen gefallenen Königsohn wenigstens in ähnlicher Weise wiedergibt. II. 11 erzählt Widukind sehr lebendig von dem Bruderkrieg zwischen dem jungen König Otto und seinem Halbbruder Thantmar, der aus Heinrichs I. früher Ehe mit Hatheburg entsprossen war, die jedoch auf Betreiben der Kirche wieder getrennt wurde. Thantmar war dadurch in eine schleife Stellung geraten und hatte auch sonst genug Grund zur Verbitterung: „Seine Mutter hatte reichen Besitz gehabt; und obwohl er von seinem Vater mit noch mehr anderem Gute beschenkt worden war, trug er es mit Ingrimm, daß man ihm sein mütterliches Erbteil geraubt hatte, und darum ergriff er die Waffen gegen seinen Herrn und König.“ Es ist das Motiv des um das Erbteil entbrannten Bruderkrieges – der germanischen Dichtung so geläufig, wie der germanischen Wirklichkeit; und wie in einem Heldenlied nimmt die Tragödie ihren Lauf. Thantmar erschlägt mit seiner Gefolgschaft die Feste Belecke (Badillii) und nimmt den jüngeren Heinrich, seinen zweiten Halbbruder gefangen; dann wirft er sich in die Feste Eresburg. Die Burg öffnet vor dem herannahenden König die Tore, Thantmar flüchtet in die Kapelle; auf den Stufen des Altars wehrt er sich mit wackeren Hieben gegen die anrückenden Feinde, da macht ein türkischer Lanzenstoß durch das Altarfenster seinem Leben ein Ende. Der siegreiche jüngere Bruder tritt an die Leiche des unglücklichen älteren: „indem er das Geschick des Bruders beklagte und die Güte seines Herzens zeigte, sprach er wenigstens ihm zum Lobe und zu Liebe“ – „pro laude eius ac industria pauca locutus“.

Pro eius laude pauca locutus (1) – das ist, in ganz entsprechender Lage, ein deutliches formelhaftes Gegeißstück zu jenem anderen: „pro eius laude multa locutus“, wofür wir die altstädtische Urform ermittelt hatten: „fagar folk filu sprákum lofword manag liudio hērron“ (2); der Unterschied ergibt sich aus der bei aller Entsprechung sonst doch grundverschiedenen Sachlage. Hier die ehrenden Worte, die dem Brauche gemäß der siegreiche König über die Leiche des als Rebell gefallenen Halbbruders spricht; dort das Heldenlob des Volkes an der Bahre des in seinem pollen Ruhme dahingegangenen Königs. Der Geschichtsschreiber nimmt es als einen Beweis für die Herzengüte seines Königs, von der man hier sonst wenig spürt: die Mörder gehen, mit Rücksicht auf die Kriegslage, straffrei aus, die drei Gefährten des Erschlagenen

werden dem Strange überliefert. Und doch spricht er ihm, mit dem er sich nie verstanden, wenige Worte zur Ehre: denn so erheischt es gewiß die germanische Sitte, daß kein Sippenangehöriger ohne den „dōm“, die „gōd word fora gumun“ (Helland 4001) dahingehe. Die germanische Dichtung hat uns eine ganz ähnliche Szene bewahrt, die das Heldenlob eines siegreichen Königs an der Leiche des feindlichen Bruders wiedergibt. Es ist das alte Lied von der Hunnen Schlacht, in dem die Erinnerung an den Bruderkrieg der Goten in der katalanischen Schlacht fortlebt – auch hier ist der Gegensatz zwischen dem legitimen Thronerben und dem unehelich geborenen Halbbruder (3) das eigentliche dichterische Motiv. „Heidret, der erschlagene Gotenkönig (4), hat außer dem vollblütigen Sohne Angantyr einen Bastard hinterlassen, Hlöð, den Sprößling der hunnischen Königstochter, der bei seinem Muttervater Humli im Hunnenlande aufgewachsen. Dieser Humli ist also an die Stelle des geschichtlichen Attila, des Besiegten in der Völkerschlacht, getreten.“ Hlöð erscheint nun am Hofe des Bruders, sein Erbe zu fordern, die Hälfte des gesamten Gutes des verstorbenen Heidret. Angantyr bietet ihm statt dessen eine schwere Menge von Schäßen – qui licet a patre alia plura sit ditatus, heißt es bei Widukind – in eine funkelnde Strophe gefaßt, die sicher zum ältesten Bestande westgotischer Dichtung gehört (5):

Will dich im Sijen mit Silber bedecken,
will dich im Gehen mit Gold überschütten,
daß Ringe rollen rings um dich her.

Bergebens; Hlöð „trägt es mit Ingrimm, daß man ihm sein Erbteil geraubt, und so ergriff er die Waffen gegen seinen königlichen Bruder“, nachdem er von Angantyrs Ratgeber Gizar noch als Bastard beschimpft worden ist. Er führte ein riesiges Hunnenheer gegen die Goten, aber er selbst fällt in der blutigen Schlacht, wie jener Westgotenkönig Theoderid, der sein historisches Vorbild gewesen sein mag. Auf der Walstatt findet Angantyr den Leichnam seines Halbbruders Hlöð. Da sprach er – miseratus fratris fortunam, könnte man mit Widukind sagen: „Ich bot dir, Bruder, bruchfreie Ringe, an Geld und Gut, was all dein Begehr; erlangt hast du nun als Lohn des Kampfes nicht Land noch Leute, noch lichte Ringe. Ein Fluch traf uns, Bruder; dein Blut hab ich vergossen! Nie wird das ausgelöscht – Unheil schuf die Norne.“

Das Motiv vom Kriege zwischen den ungleich geborenen Brüdern, tief in der Lebenswirklichkeit begründet wie auch in der Geschichte wirksam, mag schon zu Ottos Zeiten eine dichterische Behandlung des Krieges zwischen Otto und Thanthmar hervorgerufen haben, die Widukinds Schilderung zugrunde gelegen haben mag. Darauf deutet auch die Glorifizierung des Mundschenkens Tamma in dem anschließenden Kampfe um die Burg Larun – „Tamma pincerna, multis aliis rebus bene gestis olim famosus, factus est clarus“ (6). So ist die lobende Rede, die „lofword“ oder der „dōm“ an der Leiche des Toten, als dichterisches Motiv doch tief in der Wirklichkeit germanischen Lebens begründet. Es sind die „guten Worte vor den Leuten“, die „gōd word fora gumun“, von denen der Helland spricht, und die sicher auch in einer berühmten und heute viel, wenn auch meist nicht im ganz richtigen Sinne, zitierten Stelle der altnordischen Havamal gemeint sind (76/77; Thule II, S. 131, Str. 68/69):

Besis stirbt,
Sippen sterben,
du selbst stirbst wie sie;
doch Nachruhm
stirbt nimmermehr,
den der Backere gewinnt.

Besis stirbt,
Sippen sterben,
du selbst stirbst wie sie;
eins weiß ich,
das ewig lebt:
der Toten Tatenuhm.

Deyr fé,
deyia frændr,
deyr sálfr it sama;
en orztírr
deyr aldregi,
hveim er sér góðan getr.

Deyr fé,
deyia frændr,
deyr sálfr it sama;
ek veit einn,
at aldri deyr:
dómr um dauðan hvern.

Mir scheint, daß Felix Genzmers sonst so ausgezeichnete Übersetzung an dieser Stelle den ursprünglichen Sinn nicht ganz richtig wiedergibt. „Nachruhm“ und vor allem „Tatenuhm“ erscheint mir als zu pathetisch für das, was hier eigentlich gemeint ist. Das altnordische „orztírr“ in Str. 68 ist wörtlich „Wortzier“, vielleicht auch schon „Wortruhm“; es sind die „gōd word fora gumun“, die guten Worte vor den Leuten, die im Helland dem „dōm“, dem Urteil über den Verstorbenen gleichgesetzt werden, oder das, was man nach Widukind „pro eius laude“ spricht. Es mag etwa dem Sinne des „sie haben einen guten Mann begraben“ von Matthias Claudius entsprechen und steht jedenfalls dem Begriffe „gutes Andenken“ näher als dem eigentlichen Ruhme; am wenigsten im Sinne der französischen gloire. Wörtlich heißen die letzten drei Halbzeilen von Str. 69: „Ich weiß eines, das nie stirbt: die (gute) Nachrede um welchen Toten auch immer.“ So stimmt es auch zu der ganzen Haltung dieses alten Sittengedichtes, von dem Andreas Heusler (Thule II, S. 123) mit Recht sagt: „Bäuerliche Kreise sehen wir vor uns, da und dort mit einem Stich ins Kleinbäuerliche, Beengte. Wiktingum und Hofdienst, diese festlichen Seiten des altnordischen Lebens, bleiben fern“, um dann allerdings gleich fortzufahren: „und dennoch die Waffe als der notwendige Begleiter und das starke Ichgefühl, das auf Denkstein und Nachruhm zählt!“ Aber weder Otto noch Angantyr haben besonderen Grund, an der Leiche des als Rebell gefallenen Halbbruders ihren „Nachruhm“ oder gar „Tatenuhm“ zu verkünden; neben der natürlichen Trauer um einen nahen Verwandten ist es das Gefühl, über den tragisch Bedeuteten Gutes sagen zu müssen, das ihnen die wenigen Lobworte oder Trauerworte eingibt. Wir teilen dies Gefühl auch heute noch; es gehört zu den Grundstimmungen unserer „Ritterlichkeit“; ein wenig streift es auch den Sinn des lateinischen „de mortuis nil nisi bene“. Im Grunde ist es wohl das Solidaritätsgefühl des Siegers gegenüber dem, der aus dem Los der Nornen den schwarzen Stab gezogen hat – „Unheil schuf die Norne“, sagt Angantyr, und Otto verlägt das Schicksalslos des Bruders (miseratus fratris fortunam). Die „lofword manag“, die „gōd word fora gumun“, der „dōm“, ist es, was länger lebt als der Tote selbst und als sein tragisches Schicksal.

(1) Wenn Böhmann-Hirsch in der Teilausgabe (Hannover 1935), S. 77, Anm. 3, auf Vergil Aen. IV v. 337: Pro re pauca loquar als angebliches Vorbild für diesen Ausdruck Widukinds verweist, so zeigt das deutlich, wie unstrichbar, ja wie sinlos es ist, diese Segle deutscher Geschichtsschreiber in lateinischer Sprache ausschließlich vom

lateinischen her zu betrachten und zu erklären. — (2) Ähnlich auch Heliand 3664 f.: „folgodun is ferdi, sprakun filu wordo / thema landes hirdie te lobe“ — „sie folgten seiner Spur und sprachen viele Worte dem Landhirten zu Lobe“. In den Evangelientexten findet sich nichts, was hieran anknüpfen. — (3) Nach kirchlichen Gesetzen galt Thantmar nach der Ungültigkeitserklärung der Ehe seiner Eltern als unehelich; er ist auf Grund dessen von Heinrich VI. auch bezüglich seiner mütterlichen Erbchaft stark benachteiligt worden; vgl. Widukind II. 9; Lohmann-Gleißch S. 73. Diese Benachteiligung durch Heinrich hatte sicher politische Gründe; trotz der gebotenen Entschädigung wird Thantmar Grund genug zum Zorn gehabt haben. — (4) Aus der Einleitung zum „Lied von der Hunnen Schlacht“; vgl. Thule I. 24 ff. (Andreas Heusler zu Genzmers Übersetzung). — (5) In dem lateinischen Waltherliede, dessen Stoff sicher westgotischen Ursprungs ist, sagt Attila (405): „hunc ego mox auro vestirem saepe recoto / et tellure stantem hinc inde onerarem / atque viam penitus clausissim — vivo — talentis“ — „den würde ich gleich in geläutetes Gold hüllen und im Stehen von allen Seiten damit bedekken und ihm den Weg mit Schätzen gänzlich versperren, so wahr ich lebe!“ — (6) Es wird also durch diese Tat eine höhere Stufe der Berühmtheit erreicht clarus ist mehr als famosus. Famosus ist der, von dessen Taten die Rame erzählt; clarus wird er, wenn er auf eine höhere Stufe des Heldenmythes gelangt. Die Eigenart der lateinischen Worte spiegelt sich mit außerordentlicher Deutlichkeit in dem altsächsischen gifrägi und māri wieder; gifrägi ist „durch Hören bekannt, berühmt“, (Hel. 977. 2810), angel. gefraege (Beow. 55. 2480), māri drückt einen höheren Stand der Berühmtheit aus (Heliand 279. 535. 927. 1246). Wir erfahren nun II. 55 von einem anderen: „ex hoc Hosed clarus et insignis habitus“, nämlich durch seinen Sieg über den Slawenkönig Stoineff. Dieser Hosed (das H ist unecht) begegnet uns nun als ein Blitzenkämpfer Ossö in der späteren Thidreßsaga wieder; das zeigt uns, was die Erhebung zum Range eines „clarus“ oder „māri“ eigentlich bedeutet: die Aufnahme in die „Märe“, in das Heldenlied. — Ich werde im größeren Rahmen diese Ausdrücke und ihre Bedeutung für die Sagengeschichte ausführlicher behandeln.

Theobald Bieder Die germanische Mythologie im 19. und 20. Jahrhundert

II

Si m Beginn des 20. Jahrhunderts steht ein bedeutsamer Fund: der im September 1902 aus dem Trundholm-Moor auf Seeland gehobene Sonnenwagen. Auf einem sechs-rädrigen, von einem Pferde gezogenen Wagen steht eine Bronzescheibe, die auf der einen Seite vergoldet ist; diese Scheibe ist als Abbild der Sonne anzusehen. Die beste Abbildung dieses wichtigen Fundes brachte die „Urgeschichte Europas“ von Sophus Müller, 1905 (nach dieser Tafel 76 im 13. Bande des Reallexikons der Vorgeschichte von Max Ebert). Dieser Fund war gleichermaßen für die Archäologie wie für die Mythologie bedeutsam. Für Sophus Müller war der Sonnenwagen ein Beweis dafür, daß der Sonnenkult und auch die Darstellung des Pferdes sich aus der griechischen Dipylonzeit nach den nordländischen Stämmen verpflanzt haben. Vergeblich fragen wir uns, wie ein Mann, der um die Vorgeschichte sich so verdient gemacht hat wie Sophus Müller, ein so abwegiges Urteil abgeben konnte, ganz abgesehen davon, daß andere Archäologen das Sonnenbild in die Zeit der mykenischen Kultur setzen, wohin es seiner Ornamentierung nach auch gehört. Geradezu entgegengesetzt ist denn auch die Auffassung eines Mythenforschers, nämlich Paul Herrmanns, der in der „Nordischen Mythologie“, 1903, schreibt: „Dieses dänische Sonnenbild ist nicht eine Ausstrahlung klassischer Vorstellungen, sondern ein nordischer Versuch, die Bewegung der Sonne zu erklären, den man an das Pferd anknüpfe, das edelste Haustier. Ohne Zweifel stellt der Fund ein Kultusbild dar, und die Vermutungen über einen Sonnenkultus im nördlichen Europa erhalten damit festen Boden unter den Füßen. Die eddische Vorstellung des Sonnenwagens, den die Sonnenrose Arwaka und Alsvinn ziehen (Grimnis. mal 37) wird damit in prähistorische Ferne gerückt, und die Annahme einer klassischen Beeinflussung ist von vornherein abgeschnitten.“

So setzt ein Fund die Forschung nach verschiedenen Richtungen in Bewegung, und für die Mythologie war es außerordentlich wichtig, daß hier eine Verbindung der späten Edda mit der frühen gemeingermanischen Zeit — so darf man ja wohl sagen — hergestellt wurde.

Eine gemeingermanische Zeit, d. h. eine Zeit, in der die Germanen über einen gemeinsamen Mythenkreis verfügten, ist zweifellos anzunehmen; aber die Verhältnisse liegen nun einmal so: auf der nordischen Seite die späte Überlieferung der Edda und der Sagas, bei den Südgernanen wohl teilweise ältere, aber nur in Bruchstücken erhaltenen Überlieferung. Darum hat Paul Herrmann eine Teilung vorgenommen: seiner Nordischen Mythologie war bereits 1898 eine „Deutsche Mythologie“ vorangegangen. Beide Bücher weisen die gleiche Einteilung auf, zeigen aber doch grundlegende Unterschiede. Simrocks Mythologie wird als veraltet beiseite geschoben, aber Jakob Grimms unsterbliches Werk, einschließlich der Märchen- und Sagensammlungen glauben wir hier in verjüngter Form wiederzufinden. Und dazu gesellen sich natürlich neuere Forschungen (Kuhn, Mannhardt und andere). Alle diese Forschungen hat der Verfasser, wie er sagt, selbstständig zusammengestellt, das heißt doch wohl, daß er ein solches Bild deutscher Mythologie gegeben hat wie es ihm als richtig erschien. Diese Einschränkungen wird man bei allen Darstellungen germanischer Mythologie machen müssen. Mit Recht hat Herrmann die Germania des Tacitus ausgiebig herangezogen, denn aus ihr ergeben sich ja nicht nur Beziehungen zur späteren, sondern auch zur fehlenden, vorgeschichtlichen Zeit; so findet der zwei Jahrzehnte vor dem Fund von Trundholm im Djebjerg-Moor bei Ringkjöbing gefundene Wagen (abgebildet u. a. in der Kulturgeschichte Schwedens von Oscar Montelius, 1906, S. 159) seine Entsprechung in dem Germania, Kap. 40, beschriebenen Wagen der Nerthus.

Ebenfalls 1898 erscheinen nordische und deutsche Mythologie vereint als „Germanische Mythologie“ in dem zuverlässigen Werk J. H. (d. h. Ida) Schlenders, dessen vierte Auflage von 1925 wohl die am weitesten verbreitete ist.

Im übrigen waren die Jahre 1898–1902 geistig sehr regsam und zugleich aufwühlend. Auf der einen Seite stehen die vielen völkischen Erneuerungsbestrebungen, aus deren Reihe der Kreis um Ernst Bachler mit seinen Zeitschriften (Kynast, Deutsche Zeitschrift und Iduna) hervorgehoben sei, denn dieser Kreis war durchaus volkhaft – heidnisch – germanisch bestimmt. Ihm gehörten u. a. an: Alexander von Peez, dessen „Haine und Helligtumer“, 1899, bleibenden Eindruck hinterlassen, und Friedrich Gischbach, der damals in Wiesbaden lebende Kunstmuseumdirektor, der den Sinnbildern in der Weberei aller Zeiten und Länder nachgegangen ist und 1902 ein Buch herausgegeben hat: „Asgart und Mittgart und die schönsten Lieder der Edda“. In ihm sucht er nachzuweisen, daß das rechtsrheinische Land zwischen der Sieg und der Wupper die Heimat der Eddasiedler sei.

Auf der anderen Seite stehen die „panbabylonistischen“ Bestrebungen, eingeleitet mit der von Friedrich Delitzsch 1898 verfaßten Propagandaschrift „Ex oriente lux!“ und fortgeführt in desselben Babel-Bibel-Vorträgen, die 1902 begannen. Man sage nicht, daß das alles mit der germanischen Mythologie doch gar nichts zu tun habe. Gewiß hat es das, wenn zunächst auch nur im negativen Sinne. Die Schrift von 1898 forderte die Opferfreudigkeit hochgezüchter deutscher Männer auf, die Entdeckungsarbeiten auf den babylonisch-assyrischen Ruinenstätten und damit die Aufgaben der jungen Deutschen Orientgesellschaft zu unterstützen. Und die Anteilnahme, die unser letzter Kaiser gerade den Babel-Bibel-Vorträgen entgegenbrachte,

musste in der breiten Öffentlichkeit die für uns doch wirklich wichtigeren Fragen deutsch-germanischer Vergangenheit in den Hintergrund treten lassen. „Germanen stehen uns ja so fern“, schrieb damals Alexander von Peez mit treffender Ironie.

Aber es zeigt sich auch hier, daß eine geistige Bewegung, mag sie auch noch so weitab liegen, andere Achtungen nicht unbeeinflußt läßt. So will es mir scheinen, als ob die schon mit der Gründung der Gesellschaft für vergleichende Mythologie (Juni 1906) beginnenden Veröffentlichungen der „monduftlichen“ Schule mit dem durch Delitzsch entflammt Interesse für den Orient zusammenhängen. Darüber wird später noch zu berichten sein.

Von grundlegender Bedeutung – freilich auch für eine spätere Zeit – wurden zwei Werke des Jahres 1904, in denen sich stärkste Gegensätze aussprachen. Das eine war das große Werk des Schweden Bernhard Salin „Altgermanische Tierornamentik“, das andere die kleine, nur 38 Seiten enthaltende Schrift Karl Schirmeiens „Die Entstehungszeit der germanischen Göttergestalten“. Jenes Werk, das schließlich auch die mythologische Forschung befruchtet hat, wies mit Nachdruck auf das große gotische Reich am Schwarzen Meer hin, dem es eine wichtige Vermittlerrolle zwischen dem Orient, der klassischen Antike und den nordischen Germanen zuschrieb. Es lenkte den Blick somit nach Südosten, während Schirmeisen das Bodenständige germanische Mythologie nachzuweisen suchte. Er ging dabei weiter als wohl alle Mythologen vor ihm, indem er die Ansicht ausprach, „daß das indogermanische Urwelt durch die Germanen selbst repräsentiert wird“, und zwar eben auf mitteleuropäischem Boden. In dieser Beziehung hatte er allerdings einen gleichgesinnten Zeitgenossen in Georg Biedenkapp („Aus Deutschlands Urzeit“, 1904). Schirmeisen führt einzelne Göttergestalten tief in vorgechichtliche Zeit zurück; diese Götter „müssen dann auch mehr oder weniger deutlich das Gepräge dieser Epochen tragen“. Jede einzelne Gottheit „ist das Spiegelbild der materiellen, geistigen und sittlichen Kultur des Volkes, von dem sie geschaffen wurde“. So muß es nach Ansicht des Verfassers gelingen, aus der Kleidung, dem Schmuck, den Waffen usw. der einzelnen Gottheiten Rückschlüsse auf ihre Entstehungszeit zu ziehen. Manche dieser Rückschlüsse werden uns wohl nicht ganz stichhaltig erscheinen, aber es will doch etwas besagen, daß die Schrift sich der Unterstützung durch die bekannten Professoren Matthäus Much, Wien, und Rzehak, Brünn, erfreuen durfte.

1909 folgte das größere Werk Schirmeiens „Die arischen Göttergestalten. Allgemein verständliche Untersuchungen über ihre Abstammung und Entstehungszeit“ (336 Seiten). Dieses Buch ist mir nur aus einigen Besprechungen bekannt geworden, aus deren Reihe ich auf die zustimmende von Prof. Rzehak (Mannus I, 1909) verweise. Der Schluß dieser Besprechung sei hier wiedergegeben: „Die Wirksamkeit Broras und die Flucht Agnis werden mit der Eiszeit identifiziert. Indras Sieg über Brora repräsentiert die Nacheiszeit. Der winterliche Charakter Barunas deutet auf vorneolithische Entstehung; er ist offenbar eine Weiterentwicklung des eiszeitlichen Feuergottes Tvashtar. Da der Schleuderstein fast die einzige Waffe Indras ist, so fällt die Entstehung dieses mit Thor-Donar identischen Gottes in das Neolithikum. Ähnlich fällt die Entstehungszeit Mithras (= Merkur) in die ältere Metallzeit, da unter den Waffen dieses Frühlingsgottes das Schwert fehlt. Das Ergebnis aller dieser Untersuchungen ist, daß im vedischen Olymp die Mythen drei Völkergruppen vereinigt sind; es waren dies wahrscheinlich Germanen, nördliche Mischvölker und Iraner.“

Zu ähnlichen Ergebnissen wie in diesem Buche kam Karl Schirmeisen in der großen, im

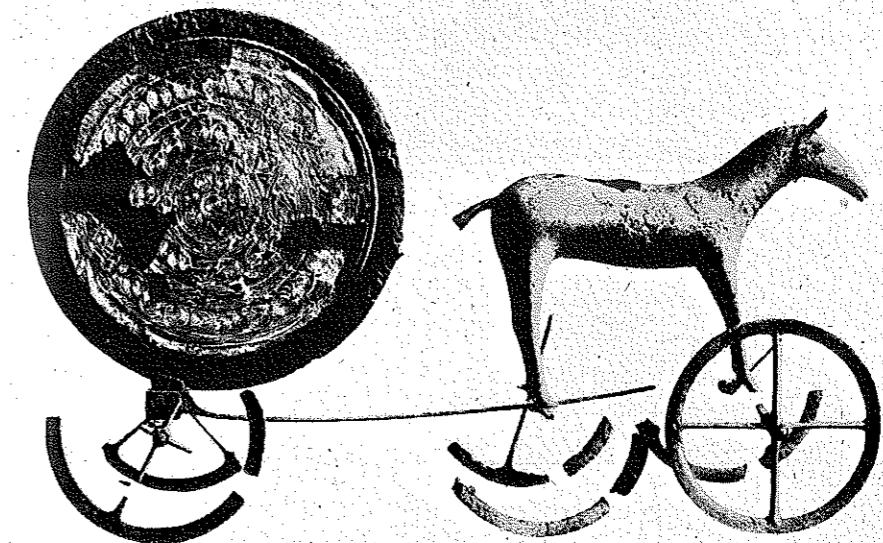


Abbildung 1. Sonnenwagen von Trundholm im jetzigen Zustande. Aufnahme Archiv

3. Jahrgang des „Mannus“, 1911, veröffentlichten Arbeit (der Gustaf Rossinna einige Vorbehalte vorausschickte): „Buchstabenschrift, Lautwandel, Götterage und Zeitrechnung“.

Das Jahr 1909 brachte dann noch „Die Götter und Göttersagen der Germanen“ von Friederich von der Leyen (2. veränderte Auflage 1920) und „Religion und Mythos der Germanen“ von Wolfgang Golther. Dieses mit wenig ansprechenden Bildtafeln ausgestattete Buch zeigt die gleiche Zurückhaltung wie das größere Werk von 1895.

Welche Stellung die germanische Mythologie in der „offiziellen“ Wissenschaft Deutschlands vor dem ersten Weltkriege einnahm, läßt sich aus dem Bande „Die Religionen des Orients und die altgermanische Religion“ des von Paul Hinneberg herausgegebenen Sammelwerks „Die Kultur der Gegenwart“, 2. Auflage, 1913, erkennen. Der Abschnitt über die germanische Religion war von Andreas Heusler verfaßt, den ich zwar als einen tüchtigen Kenner des altgermanischen Schrifttums schaue – seine als Einzelband im „Handbuch der Literaturwissenschaft“ erschienene „Altgermanische Dichtung“ ist zweifellos eine hervorragende Leistung. Wenn man aber das Altgermanische – was allerdings bei der Behandlung des Schrifttums nicht anders möglich ist – auf das Angelsächsische und die Leistungen der Wikingerzeit beschränkt, so muß darüber der Blick für das Gesamtgermanische verklummen. Dieser Eindruck wird durch Heuslers Arbeit von 1913 bestätigt.

Was zunächst auffällt, ist, daß die Darstellung der altgermanischen Religion mit den Literaturnachweisen ganze 15 Seiten einnimmt, während die orientalischen Religionen mit 257 Seiten bedacht wurden. Über den Umstand, daß die germanische Religion den orienta-

lischen Religionen beigesetzt ist, klärt uns der Herausgeber des ganzen Werkes, Paul Hinneberg, auf: „Mit den Religionen von Hellas und Rom war sie nicht zusammenzustellen, weil es an inneren Beziehungen zwischen ihnen und der Religion der Germanen fehlt. Und in den Band, der den Entwicklungsgang der christlichen Religion behandelt, gehört sie ebensowenig, da ihr Zusammenstoß mit dieser für sie so vernichtende Folgen hatte, daß sie zu nennenswertem Einfluß auf die Ausgestaltung auch nur des nordeuropäischen Christentums nicht mehr gelangt ist. Unter diesen Umständen konnte Heusler selbst nicht anders als mir raten, seine Darstellung am Schluß des vorliegenden Bandes als eine Art Anhang zu den hier behandelten orientalischen Religionen zu veröffentlichen.“

Man beachte: „eine Art Anhang!“

Warum wäre es denn nicht möglich gewesen, die germanische Religion mit den Religionen von Hellas und Rom zusammenzustellen? Gerade die Berichte römischer Geschichtsschreiber wie Caesar und Tacitus würden doch eine bequeme Verbindung hergestellt haben. Aber dann wäre wohl zuviel Glanz auf die altgermanische Religion geslossen . . .

Und warum sind die Germanen hier so schlecht weggekommen? Weil nach Heusler „von einer Entwicklungsgeschichte des germanischen Glaubens schon gar nicht die Rede sein darf“ und weil „ein einzelner vedischer Hymnus, ein jüdischer Psalm, ein attisches Chorlied mehr Religion enthalten als die gesamten nordischen Pergamente“. In der Einleitung zum ersten Bande meiner Geschichte der Germanenforschung, 1. Auflage, 1921, habe ich diesen letzten Satz scharf angefochten; heute stehe ich ihm weniger ablehnend gegenüber, sofern zwischen „Religion“ und „Mythologie“ scharf geschieden wird. Weil aber die „germanische Religion“ nun einmal, wie dies auch Heuslers Arbeit beweist, vor allem durch die „germanische Mythologie“ erschlossen wird, bleibt mein Urteil von 1921 wenigstens zum Teil bestehen.

Was man aus dem Thema Heuslers hätte gestalten können, zeigte der zu gleicher Zeit, 1913, erschienene erste Band der „Altgermanischen Religionsgeschichte“ von Karl Helm (411 Seiten!). Der Verfasser gibt in einer ausführlichen Einleitung gute Überblicke über „Aufgabe und Methode“, „Ursprung und Wesen der Religion“, „die religiösen Ausserungsformen“ und „die Quellen der germanischen Religionsgeschichte“ – dieser leste Abschnitt enthält allein 63 Seiten! Godann folgen als „erster Teil“ die vorgeschichtliche Zeit und die vorrömische und römische Zeit. Bemerkenswert ist, wie der Verfasser über die schriftlichen Überlieferungen hinausgeht und auch aus vorgeschichtlichen Denkmälern Zeugnisse für die altgermanische Religion heraushält. Allerdings fühlt man auf Schritt und Tritt den vorsichtigen Forscher heraus, der sich nicht allzu gern auf ein bisher nur wenig betretenes Gebiet hinauswagt. Immer wieder warnt er vor allzu schnellen Schlüssen. So meint er z. B. von den Felsenbildern Skandinaviens, einiges von ihnen sei vielleicht für die Religionsgeschichte verwertbar, aber: „Ganze Sagen oder Mythen darstellungen darf man in den Felszeichnungen keineswegs erblicken.“ Dass die Felsenzeichnungen im nordischen Schrifttum immer eine gewisse Rolle gespielt haben, ist wohl selbstverständlich. Das älteste mir hier bekannte Werk ist verfaßt von Axel En. Holmberg, „Skandinaviens Hällristningar. Arkeologisk afhandling“, 1848, mit 153 Seiten Text und 45 Tafeln, dazu zwei weiteren, nicht zu den Felsenbildern gehörenden Tafeln. Es folgen dann Worsaae, Hans Hildebrand, Sophus Müller, Oskar Montelius, Oscar Almgren usw. Dass durch die deutschen Ausgaben von Sophus Müller (Nordische Altertumskunde) und Oskar Montelius (Kulturgeschichte Schwedens) die Felsenbilder allmählich auch in Deutsch-

land bekannt wurden, ist klar; ihre Anspruchnahme für mythologische Ausdeutungen erfolgt bei uns aber erst jetzt, nachdem der Norweger Just Bing mit entsprechenden Arbeiten vorangegangen war. Den ersten Vorstoß machte bei uns Gustaf Kossinna in der im Herbst 1914 erschienenen zweiten Auflage seines Werkes „Die deutsche Vorgeschichte eine hervorragend nationale Wissenschaft“ (die 1912 erschienene, weit kürzer gehaltene erste Auflage berichtet noch nichts davon). Dass nunmehr ein neuer Abschnitt beginnt, wird daraus deutlich; dass 1912, im 4. Bande der Prähistorischen Zeitschrift, eine sehr feine Arbeit von Walter Bogel erschien: „Von den Anfängen deutscher Schiffahrt“, die die Felsenbilder ergiebig heranzog. Sie zollt dem Vagabund unserer germanischen Vorfahren volle Anerkennung, aber ein Hinaufgreifen in das Gebiet der Mythologie lag ihr fern. Und diese mythologischen Untersuchungen setzen sich nun auch im „Mannus“ (schon von 1914 an) fort.

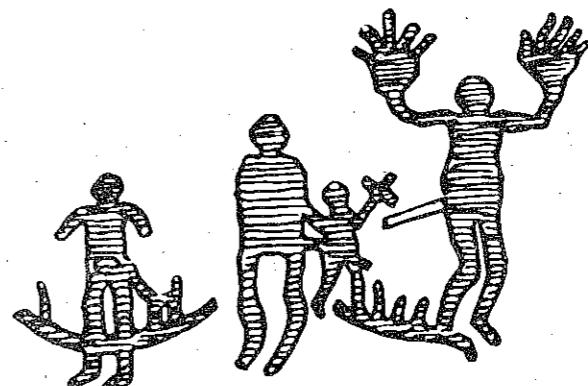


Abbildung 2. „Der Gott mit den großen Händen.“ Felszeichnung von Bohuslän. Aufnahme Archiv

Über zwei Dinge war man sich damals schon im klaren, 1. dass einige mythologisch ausdeutbare Erscheinungen auf den Felsenbildern bis in die indogermanische Urzeit zurückreichen, 2. dass mancher Faden von den Felsbildern zu den erst im Zeitalter der Wikinger niedergeschriebenen Liedern der Edda hinüberführt. Selbst für den nach allgemeiner Überzeugung spät erscheinenden Wodan glaubte Kossinna eine Entsprechung in den Felsbildern zu finden: »Der durch das Pferd dargestellte Windgott, der zugleich Speergott ist, stellt eine offenkundige Vorstufe des späteren Wodan dar, dessen Name noch auf die ursprüngliche Eigenschaft seines Trägers als Windgott hinweist, dessen Ross Sleipner fortlebt und dessen verhängnisvoller Speer aus der Nibelungensage und sonst bekannt ist«. Weitere Gottheiten, die ihre Vorbilder in den Felszeichnungen finden, sind nach Kossinna Freyr, Thorar, Tyr (Tius) und die von Tacitus genannten wandalischen Alcis. Dass der aus dem Drundholmer Sonnenfahrt erschlossene Sonnengott hier nicht fehlt, darf als selbstverständlich gelten. Zu dem Sonnengott gesellt sich der „Gott mit den großen Händen“, den nach Georg Wilke ein Bronzeskulpturen aus dem Raukarus ähnlich darstellt, und der von Kossinna auf die Morgenröte gedeutet wird. Diese Deutung leuchtet ein, denn eine Beziehung stellt hier der bekannte, oft wiederholte Homer-Vers her: „Als die dämmernde Frühe mit Rosenfingern“

erwachte". Die „Rosenfinger“ aber erscheinen größer als der ihnen folgende Sonnenball. Um dieses Gebiet hier – vorläufig! – abzuschließen, erwähne ich noch aus den Veröffentlichungen des Provinzialmuseums zu Halle die Schrift von Hermann Schneider „Die Felszeichnungen von Bohuslän, das Grab von Kivic, die Goldhörner von Gallehus und der Silberkessel von Gundestrup als Denkmäler der vorgeschichtlichen Sonnenreligion“, mit 5 Tafeln, 1918.

1913 war aus der Feder Leopold von Schroeders das Werk „Reden und Aufsätze über Indiens Literatur und Kultur“ erschienen, und es steht wohl ohne Zweifel fest, daß des Verfassers besondere Liebe dem Orient, d. h. Indien und Persien, galt. Aber starke Bande verknüpften ihn auch mit seiner Heimat Dorpat im Estland; und den in seiner Heimat herrschenden Volkslitten und Bräuchen, den alten Glaubensvorstellungen, gewann er höchste Anteilnahme ab. „Einen Wanderer zwischen zwei Welten“, so könnte man Leopold von Schroeder nennen – wenn damit sein Wesen ganz erfaßt würde. Welche Diesen hat ihm die Musik erschlossen! Wie war es möglich, daß ihm, dem Indienbegeisterten, die Festspiele in Bayreuth als die Vollendung des arischen Mysteriums erschienen? Diesem Thema hatte er 1911 ein schönes Buch gewidmet. Es war eben das Verwandte, das ihm in den Offenbarungen indischer Religion entgegenklang, und das ihn darum auch mit Houston Stewart Chamberlain verband. Hier brauchte sich keine vergleichende Mythologie einzuschalten, denn es mußte sich ihm auch ohne sie ergeben, daß wir mit den arischen Indern „eines Stammes sind und Bluts“. Mit hochgespannten Erwartungen durfte daher ein Buch von Schroeders begrüßt werden, das den Titel trägt: „Arische Religion“; es ist 1914 und 1916 in zwei Bänden erschienen.

Und doch ist das Werk aus älteren Vorlesungen über vergleichende Mythologie hervorgegangen. Aber gegenüber der früher mit Vorliebe behandelten Mythologie ist, wie es im Vorwort zum ersten Bande heißt, das Interesse des Verfassers für die Religion in den Vordergrund getreten, doch wird man wohl von einer „angewandten“ Mythologie, die die Werkzeuge benutzt, statt sie nur anzusehen, sprechen können. Der erste Band bringt die allgemeine Einleitung und behandelt den arischen Himmelsgott und das höchste Wesen, der zweite Naturverehrung und Lebensfeste; die Herausgabe des dritten Bandes, der den Seelengöttern und Mysterien gewidmet werden sollte, hat der Tod des Verfassers (im Februar 1920) vereitelt. Dras des weit ausgreifenden Stoffes kommt der Germanenfreund auch hier auf seine Rechnung; mythologisch-volkskundliche Beziehungen zum Germanentum finden sich allenthalben eingesprengt, auch wo es sich um entlegene Gebiete handelt. Es kommt hinzu, daß von Schroeder in der Frage nach dem Ursprung der Arier sich den Ansichten von Penka und Matthäus Much angeschlossen hat. Die Liebe zu seiner südostbaltischen Heimat kommt einmal hübsch zum Ausdruck, wo die Rede davon ist, daß die Altertümlichkeit einer Sprache auf lange Anfängigkeit des betreffenden Volkes (in diesem Falle des litauischen) schließen lasse: „Allerdings liegt etwas Zwingendes nicht in dem Argument, man darf aber wohl noch darauf verweisen, daß Bezzemberger . . . die Anwesenheit des litauisch-preußischen Stammes in seinen jetzigen Wohnsätzen im Osten des Kurischen Haffs schon vor etwa 5000 Jahren sehr wahrscheinlich macht. Das wäre etwa die Periode der arischen Urzeit, welche wir im Auge haben“. Auch hier: „Wanderer zwischen zwei Welten.“

Wolfgang Schulz, der diesem Werke im „Mannus“, Jahrgang 1924, eine verspätete Würdigung hat zuteil werden lassen, beklagt zwar, daß es bei seinem Erscheinen schon um ungefähr

20 bis 30 Jahre veraltet war, bewundert aber doch, wie wenig dieser Umstand „dem Werte dieses Werkes Abbruch tun kann“. Namentlich tut es ihm weh, daß von Schroeder „mit vielen, wertvollem Neueren nicht abgerechnet hat“. Dahin gehören natürlich Auseinandersetzungen mit der „mondkultischen“ Schule, zu deren Hauptvertretern ja Wolfgang Schulz selbst gehörte. Aber, da Georg Hüsing die Korrekturen des zweiten Bandes mitgelesen hatte, ist ein wenig vom Mondkult doch in die Darstellung von Schroeders geflossen.

Diese mondakische Schule hatte es inzwischen unter der Führung von Ernst Siecke, Georg Hüsing, Heinrich Löffmann, Wolfgang Schulz und anderen zu einem gewissen Ansehen gebracht, und, hätte sie sich endgültig durchgesetzt, so würden wir heute zum Beispiel im Thorshammer eine Mondsichel, im Sonnenwagen von Trundholm ein Mondgefäß, im Hafenzug ein Mondsymbol usw. zu erblicken haben. Auffallend bleibt, daß sich unter den von der Gesellschaft für vergleichende Mythenforschung herausgegebenen Schriften auch eine des Titels befindet: „Die Sonne im Mythes“, und wohl noch auffallender, daß diese Schrift von Paul Ehrenreich verfaßt wurde. Sie wurde 1915 von Ernst Siecke aus den hinterlassenen Papieren des kurz vorher verstorbenen Verfassers herausgegeben. Und, wie Ehrenreich selbst schon gelegentlich vor „gewissen Einseitigkeiten“ gewarnt hatte, so zeigt sich aus den umfangreichen Zusätzen Ernst Sieckes, daß auch dieser anderen Auffassungen zugänglich war. Von den Werken anderer hier genannter Forscher seien nur noch genannt: „Der deutsche Volksmund im Lichte der Sage“ von Heinrich Löffmann (als Hauptmann und Kompanieführer am Weihnachtstage 1916 gefallen; sein Buch wurde 1922 von Georg Hüsing herausgegeben). Löffmann hat in diesem Buche ein sehr unterhal tendes Seitenstück zu Büchmanns Geißelten Worten geliefert, aber es leistet auch wissenschaftliche Dienste. Ferner: „Zeitrechnung und Weltordnung in ihren übereinstimmenden Grundzügen bei den Indern, Iranern, Hellenen, Italikern, Germanen, Kelten, Litauern, Slawen“ von Wolfgang Schulz, 1924 (hier mit manchen Seitenhieben auf Andersdenkende). Der lebtgenannte Verfasser ist seiner Theorie bis zu seinem Tode treu geblieben, und niemand wird darüber erstaunt sein, daß man noch bis in die jüngste Zeit hier und da an der Vorherrschaft des Mondes im Kult und in Sinnbildern festgehalten hat. Wie man gefährliche Klippen vermeiden und jeder Partei das ihr zustehende Recht zuerkennen konnte, hat Georg Wilke in dem Werke „Die Religion der Indogermanen in archäologischer Betrachtung“, 1923, dargestellt. Man könnte dieses Werk als ein Seitenstück oder als eine Ergänzung zu dem Werke Leopold von Schroeders bezeichnen, wenn die Naturen der beiden Verfasser nicht so grundverschieden wären.

(Fortsetzung im November-Hef)

(1) Vgl. „Germanen“ Januar 1942, S. 14.

Friedrich Leuschner

Wo zu diente die Sonnenwendwarte der Externsteine?

Ein Beitrag zur vorgeschichtlichen Zeitmessung

Um Wilhelm Teudts Annahme einer vorgeschichtlichen Sonnenwarte auf den Externsteinen hat sich ein lebhafter wissenschaftlicher Meinungsstreit entwickelt. Wir bringen den nachstehenden Beitrag als eine Stütze für seine Auffassung, die vor allem auch das Grundsätzliche behandelt. Schriftleitung

Dreudt, J. Andree, J. Hopmann, R. Müller u. a. haben in ihren Untersuchungen dargelegt, daß der obere Höhlenraum im Felsen 2 der Externsteine, das spätere Sacellum, schon in vorgeschichtlichen Zeiten als Sonnenwendwarte gedient hat. Am Tage der Sommersonnenwende fielen die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne mit der alten Raumachse zusammen. Man nimmt nun an – wenn das auch nicht immer klar ausgesprochen wird –, daß der „Gode“ von der Rückwand des Raumes aus durch das Rundfenster den Sonnenaufgang beobachtet habe, um anschließend der am Fuße des Felsens harrenden Volksmenge Kunde zu geben. Warum zu dieser Beobachtung ein kleiner, dunkler Raum mit Rundfenster und einem Ständer davor erforderlich war, wird nicht weiter erörtert. Weshalb nur wenige Auserwählte anstatt im Freien in dem engen Raum die gleichsam „amtliche“ Feststellung der Sonnenwende besorgten, ist nicht recht einleuchtend. Am Fuße der Externsteine konnte die Volksmenge den Sonnenaufgang ebenfalls und viel einfacher beobachten. Aus diesen Überlegungen geht hervor, daß der Höhlenraum wahrscheinlich noch für eine andere Aufgabe bestimmt war.

Zunächst stellen wir folgendes fest (vgl. Abb. 1). Etwa zwölf Tage vor der Sommersonnenwende trafen die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne die westliche Ecke des Raumes. An jedem der nächsten Tage verschob sich die Erscheinung um etwa 6 cm nach der alten Mittelachse des Raumes zu. Noch heute muß dieser Vorgang zu beobachten sein, wenn auch infolge Freilegung der Höhle verbläst. Zuerst erscheint an der dunklen Felswand wie aus dem Nichts heraus ein schwach leuchtender, etwas verzerrter Kreis, die Projektion des Rundfensters. In den vier bis fünf Minuten, in denen die Sonnenscheibe sich über den Horizont erhebt, gewinnt der Kreis an Leuchtkraft, um gleichzeitig und auch im Maße, wie die Sonne höher steigt, langsam nach NW und nach unten abzusinken. Am Morgen des Sonnenwendtages fiel der Mittelpunkt des Kreises mit der alten Raumachse zusammen. Seine Bahn verläuft am weitesten nach SO zu. In den nächsten Tagen rollen die Projektionen rückläufig ab. Da dieser Vorgang nur einmal im Jahre sich abspielt, können wir heute noch die Länge des Sonnenjahres auf den Tag genau ablesen. Hierbei muß, wie das andernwärts schon vermutet worden ist, den ersten (bzw. letzten) Sonnenstrahlen die größte Bedeutung zukommen.

Zunächst möchte man diese Projektionen für ein zufälliges Spiel von Licht und Schatten halten, das der Beachtung nicht wert ist. Es an Ort und Stelle zu erleben, wird den Wenigsten vergönnt sein. Wir stehen jetzt vor der entscheidenden Frage: Sind diese Projektionen in heidnischer Zeit zur Bestimmung der Jahreslänge beobachtet, ja gewürdigt worden, haben unsere Vorfahren der göttlichen Kraft Sonne eine Anlage errichtet, durch die sie in eindeutiger, ausdrucks voller Form den Beginn eines neuen Jahresabschnittes selbst ausschreibt? Oder narret uns hier ein „Spiel von Licht und Schatten“?

Lichtstrahlen, die in dunkle Räume eindringen, haben immer etwas Anziehendes, Geheimnisvolles an sich. Wie tief berührt es uns, wenn wir im kalten Dämmerlicht einer mittelalterlichen Kirche stehen, und plötzlich flutet bunter, warmes Licht durch den hohen Raum. Wer hat da nicht schon sinnend den langsam wandernden Lichtern und Schattenarmen zugesehen, die in uns tiefste Gedanken über Vergängliches und Ewiges auslösen. Es ist, als ob längst ver-

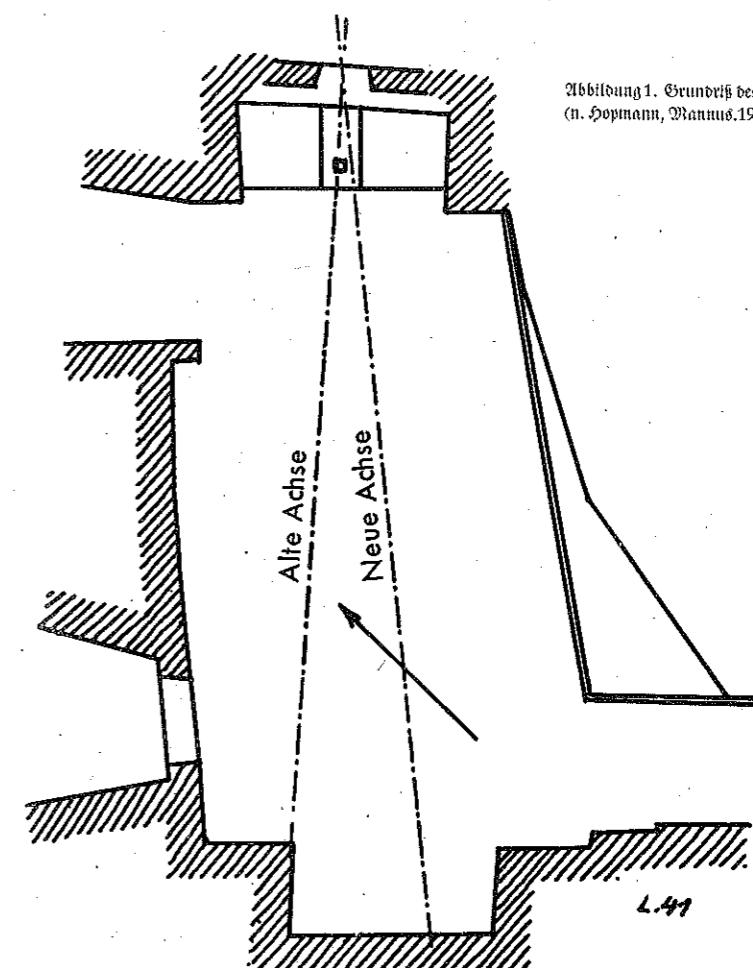


Abbildung 1. Grundriss des Sacellums
(n. Hopmann, Mannus 1935, S. 150).

schüttetes, uraltes, vor Generationen gelebtes Leben in uns wieder Gestalt gewinnen möchte. Vielleicht haben ein Rembrandt, ein Rubens mit ihren Bildern, in denen breite Lichtströme das Dunkel aufstellen, unbewußt aus diesem Erbe gestaltet. Und wenn am grauverhangten Himmel die Sonne durch ein Rundfenster schaut und mit langen, schmalen Strahlenbündeln über die Felder tastet, so darf es nicht Zufall sein, wenn uns dies Schauspiel auffallen und sinnen läßt.

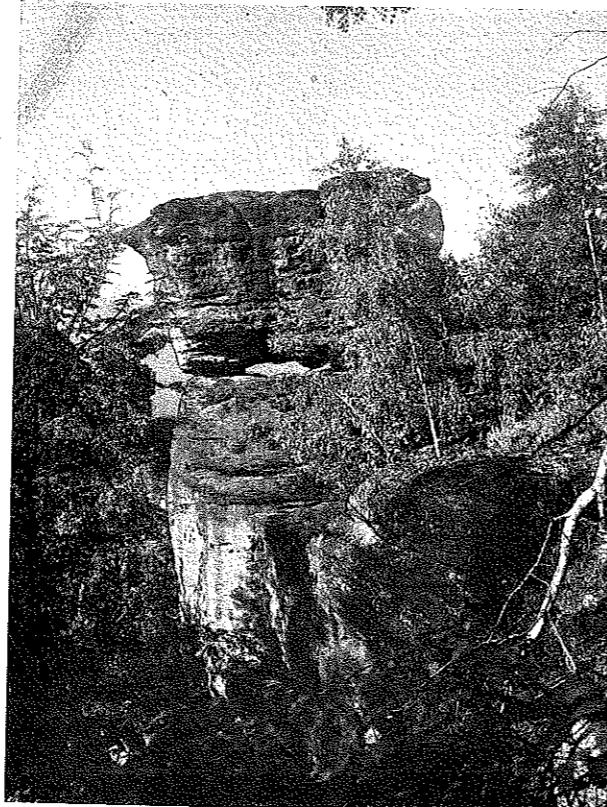


Abbildung 2. Spanghorn. Felssturm mit Fenster. Blick nach SW.

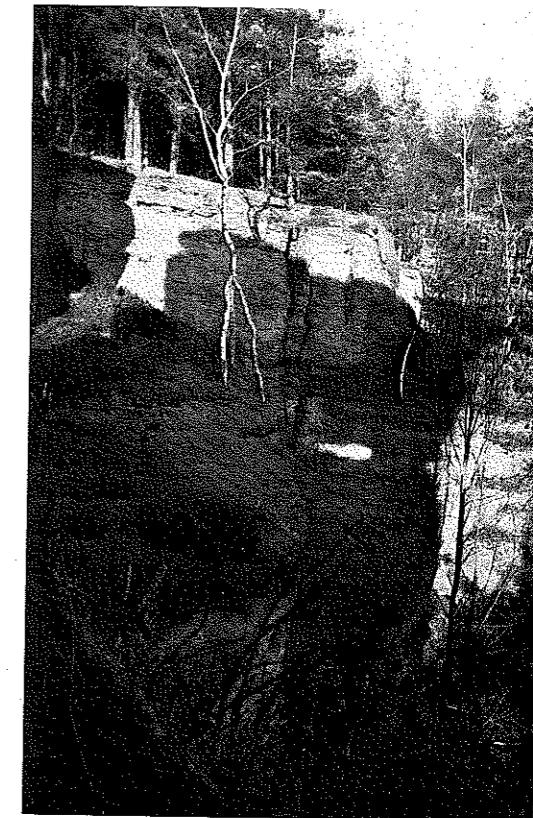


Abbildung 3. Spanghorn. Schatten des Felssturmes mit dem sonnenbeschienenen Fenster. Aufgenommen am 3. Dezember 1940, 16 Uhr 15 Min. Sommerzeit.

Urkundliche Belege, die uns die Beobachtung der Sonnenwende in der oben geschilderten Form bezeugen, sind noch nicht bekannt. So lockt uns der Gedanke an ein einmal gewesenes Brauchtum nur ein Lächeln ab; denn uns ist die Sonne nicht mehr das, was sie unseren Vorfahren war. Wir sind naturentwurzelt. So müssen wir versuchen, in uns ein deutliches Bild der Vorgänge im Sacellum zu gewinnen. Haben die Männer den nördlichsten Sonnenaufgang nur durch das kleine Rundfenster beobachtet? Oder musste der Raum geschlossen und dunkel sein, damit das auf der dunklen Felswand auftauchende Ebenbild der Sonne die gleichen Bahnen der Sonne beschreiben konnte, damit die Sonne selbst ihre Wende, diesen im religiösen Leben unserer Vorfahren so bedeutsamen Augenblick, aufzeichnen konnte?

*

Dieser bisher noch nicht beschriebene Vorgang im Sacellum der Egternsteine ist nicht einmalig. Er ist nur ein Glied aus einer Brauchtumskette, die sich durch Jahrtausende bis weit ins Mittelalter verfolgen lässt. Aus Raummangel können hier nur zwei Beispiele von vorgeschichtlichen Steindenkmälern aus dem Elbsandsteingebirge kurz beschrieben werden. Das erste

befindet sich auf dem Spanghorn im Staatsforstrevier Nikolsdorf. Der Südseite des Spanghorns ist ein etwa 20 m hoher Felssturm vorgesetzt, der in etwa 15 m Höhe ein längliches, rund 1,50 m breites und rund 0,30 m hohes natürliches Felsenfenster besitzt (Abb. 2). Um die Zeit der Wintersonnenwende projiziert die untergehende Sonne das Fenster auf eine etwa 10 bis 20 m entfernte senkrechte Felswand. Abb. 3 zeigt den Schatten des Turmes und darin das helleuchtende Felsenfenster. Es finden hier die gleichen Projektionen wie im Höhlenraum der Egternsteine statt, jedoch für den Sonnenuntergang um die Zeit der Wintersonnenwende. Am Abend der Wende erreicht der Lichsfleck seine nördlichste Stellung. Daß dieses Fenster von vorgeschichtlichen Bauern beachtet worden ist, beweisen zahlreiche altertümliche schalen- und sihartige Vertiefungen, die vom Volksmund „Opferkessel“ u. ä. benannt werden. Eine Vertiefung befindet sich genau über dem Fenster, 8 Stück besitzt der benachbarte Felssturm. Fast senkrecht über der Stelle, wo das projizierte Fenster erscheint, liegt ein sesselartiger Felsblock mit einem Sitz für einen nach SW schauenden Beobachter. Auf dem nächsten, etwa 50 m entfernten Felsvorsprung befindet sich ein Backstein, der altertümliche Schalen besitzt und an zwei Seiten seines schmalen Auflagers durch von Menschenhand untergeschobene Felsplatten festgeklemmt ist. Weiter entfernt liegende Felsen besitzen keine Vertiefungen.

Allgemein wird jetzt angenommen, daß derartige Vertiefungen durch Verwitterung entstanden sein sollen. Diese Ansicht beruht 1. auf der begründeten Tatsache, daß die Natur selbst schalenartige Vertiefungen herstellt, und 2. auf vor einem halben Jahrhundert von Geologen aufgestellten Behauptungen, nach denen der vorgeschichtliche Mensch in den nichtbesiedelten und fundleeren Urwaldgebieten keine Kultstätten angelegt haben soll. Die Untersuchungen beruhen jedoch fast durchweg auf ungenügenden Bestandsaufnahmen. Die von Menschenhand angelegten, meist sehr eigenwillig geformten Vertiefungen kommen nur in wenigen Typen mit meist sehr charakteristischen Umrissen vor. Wir finden sie durchweg an exponierten, aussichtsreichen Stellen und meist auf von NW über W bis S abfallenden Wänden. Dabei sind die Vertiefungen meist nach dem Auf- oder Untergangspunkt der Sonne am Tage einer Wende ausgerichtet. Für diese Beobachtungen sind wissenschaftlich exakte Erklärungen, die eine natürliche Entstehung der Schalen rechtfertigen könnten, noch nicht aufgestellt worden.

Die Mitwirkung vorgeschichtlicher Menschen läßt das zweite Beispiel noch deutlicher erkennen. Dieses Felsenfenster befindet sich ebenfalls im Staatsforstrevier Nikolsdorf im Labyrinth. In „Germanien“ 1941, S. 65 bis 73, habe ich ein im Labyrinth vorhandenes umfangreiches Steindenkmal beschrieben und bin dabei auf den Bau und die Bedeutung eines tunnelartigen Felsenfensters kurz eingegangen. Es ist an einer Stelle errichtet worden, auf der erst eine etwa 500 t schwere, mit altertümlichen Schalen versehene Felsplatte lag (Abb. 4, Ziffer 5 und 6). Diese ist durch Unterhöhlung auf ein vorher aus Felsblöcken errichtetes Bett gestürzt worden. Zahlreiche Merkmale an Felsen, vor allem zur künstlichen Spaltung der Steine eingearbeitete Kerben und Meißelpuren beweisen einwandfrei, daß hier Menschen eine ältere Kultstätte zerstört haben, um an ihrer Stelle ein neues Heiligtum zu errichten. Fast genau in der Gangmitte des Felsenfensters ist eine schmale Platte, ein Schattenweiser, aufgestellt, die, wie Abb. 5 erkennen läßt, bei Sonnenaufgang auf eine senkrechte Wand projiziert wird. Obwohl hier kein Mundfenster vorhanden ist, erhalten wir ebenfalls die Länge des Sonnenjahres angegeben. In dem Augenblick, in dem die Sonne genau in der verlängerten Achse des Fensters aufgeht, projiziert sie die senkrechte Platte am weitesten nach rückwärts und an der senkrechten Wand am höchsten nach oben. Warum dieser Augenblick etwa 30 Tage vor der Frühjahrs-, und 30 Tage nach der Herbst-Tag-und-Nachsgleiche und nicht an einer der Wendes sich ereignet, habe ich auf S. 68 der oben genannten Arbeit begründet. Die große Platte, die den vordersten Teil der älteren Kultstätte enthielt, sollte nach S stürzen. Für diese Richtung war das Bett gebaut worden. Während des Sturzes kippte plötzlich die Platte nach SW. Infolgedessen ergab sich für das Fenster und eine mit künstlichen Hilfsmitteln herabgelassene altärähnliche Platte eine NW-SO-Achse. Da der Horizont im SO reichlich 9° überhöht ist, scheint die Sonne bei ihrem Aufgang zur Wintersonnenwende nicht durch das Fenster. Man hat sich damit abgefunden und hat die den Schatten werfende Platte genau SO-NW aufgestellt. Wir können daraus folgern, daß der tägliche Augenblick, in dem die Sonne genau im SO steht, damals bedeutungsvoll war. Man erhält jedenfalls durch den Schatten zweimal im Jahre auf den Tag genau die Länge des Sonnenjahres angegeben.

Leider läßt sich dieser Augenblick nicht so photographieren, daß man reproduktionsfähige Lichtbilder erhält. Das Gelände ist stark bewaldet. Wer aber einmal erlebt hat, wie das Morgenlicht durch das Fenster flutet und wie der Schatten gleichsam von einer unsichtbaren Hand bewegt, langsam, lautlos, aber stetig und unerbittlich wandert, der wird diese Anlage nicht als

Ergebnis zufälliger, launenhafter, rätselhafter Naturkräfte hinstellen. Eine natürliche Entstehung dieser Anlage läßt sich schlechterdings nicht beweisen. Die Felsen haben ihre Lage nicht durch planlos und zwecklos wirkende Naturkräfte erhalten. Ihre Stellung läßt eindeutig den mit Überlegung und aus Absicht gestaltenden Menschen erkennen. Wir müssen das sehr eindringlich betonen, denn derartige Steindenkmäler waren bisher unbekannt, und die damit zusammenhängende Tätigkeit, die Errichtung und Zerstörung von Kultstätten mitten in angeblich unregelmäßigen Urwaldgebieten wurde und wird noch abgelehnt. Der in „Germanien-Erbe“ 1941, S. 48–54, von E. Seidel veröffentlichte Aufsatz über „Rätsel um die Schalensteine der Sächsischen Schweiz“ beruht auf oberflächlichen, lückhaften und ungenauen Bestandsaufnahmen. Seideis Vorstellungen über Kulthandlungen sind überholt.

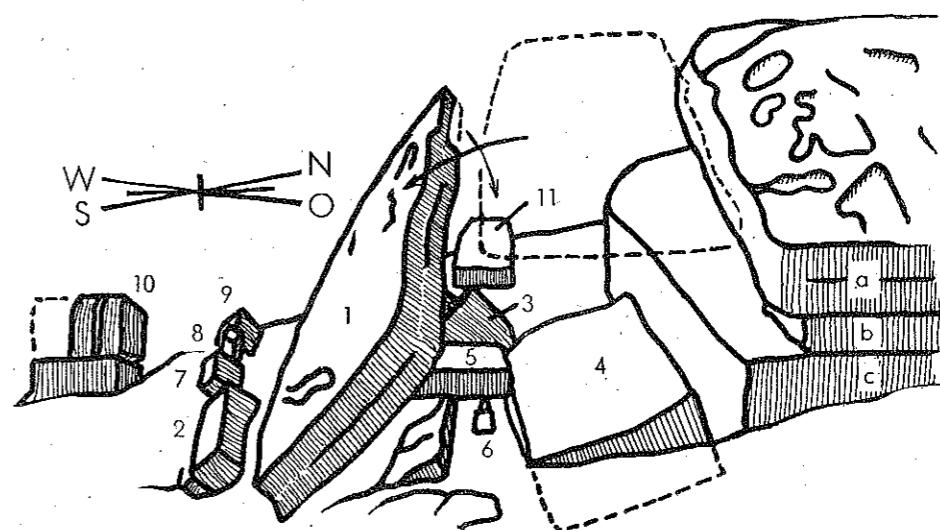


Abbildung 4. Kultstätte im Labyrinth (Elbsandsteingebirge). Blick nach NW.

Der im Labyrinth aufgestellte Schattenweiser gibt noch Anlaß zu einem weiteren wichtigen Vergleich mit der Sonnenwendwarte in den Egernsteinen. Bekanntlich besitzt die Oberfläche des Ständers in der Warte nach Teudt S. 22 ein 6/6 cm großes und 6 cm tiefes „rätselhaftes“ Loch, das nach der Zeichnung bei Hopmann S. 150 und der bei Franzen S. 232 und 236 nicht genau in der Mitte der Oberfläche, sondern etwas seitwärts eingearbeitet ist und von der alten Raumachse geschnitten wird. Schon deshalb wird es dem älteren Raum angehören. Beachtet wird es nur von Teudt S. 22 und 26 f. und von Fuchs S. 45 f. sowie den Fuchs nahestehenden theologischen Kreisen. Fuchs nimmt an, daß das Loch als „Sepulcrum“, als Behälter für eine Reliquie, etwa einen Holzsplitter, gedient habe, was unter den Benediktinern durchaus möglich gewesen sein kann, obwohl, wie Teudt bemerkt, urkundliche Beweise fehlen. Teudt dagegen erkannte mit dem ihm eigenen, wahrhaft seherischen Blick, daß hier ein scheibenförmiger Schattenweiser gestanden habe. Die Vorgeschichtswissenschaft schweigt hierzu, mit Recht, weil überzeugendes Bergleichsmaterial bisher unbekannt war, während theolo-



Abbildung 5. Labyrinth, Felsenfenster mit Schattenweiser. (Vgl. Germanien 1941, S. 69.)

gische Kreise (R. Günther S. 188 f. und J. Neil S. 341) Teudts Annahme sowie seinen Hinweis auf das Relief von Sippar scharf ablehnten. Teudt blieb bei seinem scheibenförmigen Schattenweiser, weil er wie in so vielen anderen Dingen tiefer schaute und beharrlich seinen Weg schritt, auch dort, wo der Baugrund zunächst scheinbar schwankend und schmal war. Die Anlage im Labyrinth bildet einen überzeugenden Hinweis darauf, daß Teudt richtig gesehen hat. Man könnte an einen stabsförmigen Weiser denken, ähnlich dem Gnomon der römischen Landmesser. Ein scheibenförmiger Weiser entspricht jedoch besser dem eingangs geschilderten Verfahren vorgeschichtlicher Zeitmessung. Die Scheibe, die senkrecht zur Fensteröffnung stehen mußte, wurde inmitten des projektierten Rundfensters erst flächig verzerrt gezeichnet. Genau wie der Schatten des Schattenweisers im Labyrinth wurde ihr Schatten jeden Tag schmäler, bis er am Morgen der Wende als Strich erschien. Damit kennzeichnete die Sonne durch ihre ersten Strahlen den Augenblick der Sommerjahreswende 1. durch die Projektion des Rundfensters und 2. durch die des Schattenweisers, beide in wahrer Größe und in extremer und nur einmal im Jahre vorkommender Stellung.

Wir haben hier nur zwei Beispiele beschreiben können. Im Elgebirge kommt neben zahlreichen natürlichen Felsenfenstern und -toren noch ein Fenster auf dem Raabstein bei Gottleuba und ein anderes auf dem Großen Zschirnstein vor, bei denen Schalen und andere Merkmale vorhanden sind. Vielleicht gehört auch der sogenannte Backofen oberhalb Kurovit Rathen, ein Felsvorsprung mit einem Fenster, in diese Reihe. Gürich erwähnt für das Niedergebirge sieben Felsenfenster und -tore, von denen mindestens eins der gleichen Aufgabe gedient haben dürfte. Ohne persönliche Besichtigung läßt sich jedoch nichts Endgültiges sagen. Bestimmt sind in den europäischen Granit- und Sandsteingebirgen noch weitere Beobachtungsstätten vorhanden. Bisher hat noch niemand darauf geachtet und darüber nachgedacht. In diesem Zusammenhang lohnt es auch, Steinendenkmäler wie Stonehenge zu untersuchen. Wenn bei Stonehenge die Aufgabe des außerhalb des Steinkreises stehenden astronomischen Steines noch umstritten ist, so hat doch bis jetzt noch niemand erwogen bzw. beobachtet, daß beim Aufgang der Sonne zur Sommerssonnenwende der Schatten des Steines gleich einem riesigen Arm in das Innere des Heiligtums reicht.

*

Wir stehen hier vor einem vollständig neuen Arbeitsgebiet. Hat der vorgeschichtliche Mensch, vor allem als Bauer, die Sonnenauf- und untergänge nur am Horizont beobachtet, oder hat er die Sonne durch ihr Ebenbild die Zeit ausschreiben lassen? Diese Frage läßt sich nicht mit einer Handbewegung als nebensächlich zur Seite schließen. Wer die hier beschriebenen Anlagen, insbesondere die im Labyrinth, nur vom Schreibstift aus untersucht, wer sich ängstlich vor allem an die Ergebnisse der lokalen Geschichtsforschung hält, die Kultstätten in angeblich unwegsamen Urwäldern bisher scharf ablehnte, der muß 1. nachweisen, durch welche Naturkräfte Steinendenkmäler wie z. B. das im Labyrinth aufgebaut und zerstört worden sind, und 2. beweisen, daß der vorgeschichtliche Mensch nicht in Frage kommt, warum er dieses „Spiel von Licht und Schatten“ nicht beachtet haben soll, warum er im Sacellum den Sonnenaufgang nur durch das kleine Rundfenster betrachtet haben soll.

Noch ist das Vergleichsmaterial, das uns die eigentliche Aufgabe des Sacellums zeigt, klein, die Beschäftigung mit derartigen Steinendenkmälern ungewohnt, und die bisherigen Deutungen und Erklärungsversuche für diese Denkmäler sind, weil auf Vorurteilen aufgebaut, umstritten. Die wenigen Beispiele lassen aber schon ein Jahrtausende altes und in kümmerlichsten Resten in uns noch ruhendes religiöses Erlebnis erkennen. Unter Hunderten natürlicher Felsenfenster fanden waldkundige Menschen hier und da ein Fenster, das ihnen zur Offenbarung göttlicher Kräfte wurde. Der die Dunkelheit teilende Sonnenstrahl schrie ihnen in eindringlichster Form den Augenblick auf, der Leute noch innerster Beweggrund so manchen bäuerlichen Brauchtums ist, wenn er auch im Festjubel kaum noch erkannt und beachtet wird. Ob die leisten im Dunkel der Dämmerung ersterbenden oder die ersten aufbrechenden Strahlen den großen Augenblick verkündeten, das war vielleicht von grundlegender Bedeutung für die religiöse Haltung jener sonnengläubigen Menschen, war Fundament ihrer Einstellung zu leichten Fragen. Manches in vorgeschichtlichem Brauchtum deutet darauf hin, daß in älteren Zeiten dem Westen vor dem Osten, der untergehenden vor der aufgehenden Sonne die größere Bedeutung zukam. So wird die Anlage im Labyrinth einer jüngeren Zeit angehören. Die

altertümlich wirkenden Schalen auf der gesfürzten älteren Kultstätte gleichen denen auf dem Spanghorn, dessen natürliches Felsenfenster gegenüber dem Felsentor und Schattenweiser im Labyrinth, einem Werk technisch begabter Menschen, ebenfalls altertümlich wirkt. Das Sacellum steht an der Schwelle von der vorgeschichtlichen zur frühmittelalterlichen Zeit. Von der Kultstätte im heiligen Hain und auf hoher Felswarte, beide dem Himmel näher, bis zu dem kleinen, nach oben fest abgeschlossenen, finsternen Höhlenraum mag es eine weite Strecke gewesen sein. Grundfächliches wird sich in den religiösen Anschauungen gewandelt haben. Wenn trotzdem das Brauchtum vorgeschichtlicher Zeitbestimmung bestehen bleibt, ja in klarer, ausgereifster Form sich vollzieht, so ist dies ein Hinweis auf seine überragende Bedeutung, sein hohes Alter und auch darauf, daß dieses Brauchtum viel zu tief im Volke wurzelte, als daß es in den nächsten Jahrhunderten durch die Kirche unterdrückt werden konnte. Wie in einer späteren Arbeit gezeigt werden soll, weisen zahlreiche rätselhafte Baugewohnheiten an frühmittelalterlichen und romanischen Kirchen darauf hin, daß die Kirche das Brauchtum in umgeprägter Form und losgelöst von seiner eigentlichen Zweckbestimmung noch lange Zeit geduldet hat. So ist es ein weiter Weg bis in unsere naturentwurzelte Zeit, aus der wir nur schwer in jene Sphäre tiefster religiöser Naturverbundenheit eindringen können, die unsere Vorfahren vor Jahrtausenden erlebt haben. Aus einer in ihrer Tiefe wohl grenzenlosen Ehrfurcht vor der göttlichen Kraft Sonne schufen diese bäuerlichen Menschen ein Brauchtum von urtümlichster Prägung und fügten damit ihr eigenes Leben ein in die gewaltige Ordnung des Kosmos.

Schrifttum

Andree, J.: Die Externsteine. Eine germanische Kultstätte. 1937, S. 34–40. — Bransen, A.: Grundfächliches zur Frage der Externsteine. In: Germanien 1934, S. 230–244. — Fuchs, A.: Im Streit um die Externsteine. Ihre Bedeutung als christliche Kultstätte. 1934, S. 35 ff. — Günther, R.: Die Externsteine nach dem neuesten Stand der Forschung. In: Theologische Rundschau, Nr. 7 (1935), S. 185–204. — Gülich, G.: Die geologischen Naturdenkmäler des Teutengebirges. In: Beiträge zur Naturdenkmalpflege, 4, 3 (1914), S. 141–324. — Hopmann, J.: Die Ortung an den Externsteinen. In: Mannus, 27 (1935), S. 143–153. — Leuthner, F.: Beitrag zur Entstehung der Schalen („Opferkessel“) im Elbhandsteingebirge. In: Über Berg und Tal, 60 (1937), S. 36–38. — Ders.: Eine Kultstätte im Elbhandsteingebirge, Beitrag zur Deutung verschiedener Steinindenmale. In: Germanien, 1941, S. 65–73. — Müller, Rolf: Himmelskundliche Deutung auf nordisch-germanischem Boden. 1936, S. 43–48. — Reit, J.: Die Externsteine als Denkmal mittelalterlicher Frömmigkeit. In: Theologische Studien und Kritiken, 108. Bd. Jg. 1937/38, Nr. 3, S. 337–361. — Taub, W.: Germanische Heiligtümer. 1934, S. 18 ff.

*

Er war der Urkeim, den die Wasser bargen,
In dem die Götter all' versammelt waren,
Der Eine, eingefügt der ew'gen Nabe,
In der die Wesen alle sind gewurzelt.

Migveda X 82,6

Karl Theodor Hoeniger / Die Bauberrute vom Piperbüchel

Sie zwei bis drei Zentimeter langen Holzröhren von der Kelchhalpe, deren Kerben Richard Pittioni (1) mit den Schriftzeichen I, T, U, A der sogenannten nordetruskischen Alphabet vergleicht, werden von ihm sachlich mit den von den Germanen zum Loswerfen benutzten Runenstäben (2) in Zusammenhang gebracht, wobei er jedoch hervorhebt, daß die Nordtiroler Stücke nach ihren Fundumständen dem illyrischen Kulturfreis zu „Beginn des 1. Jahrtausends vor Christi Geburt zuzuteilen“ sind. Diesen kleinen „Bauberräbchen“, wie Pittioni sie nennt, ist aber ein viel umfangreicheres vorgeschichtliches Holzdenkmal an die Seite zu stellen, das ebenfalls auf illyrischem Siedlungsgebiete, an der Südgrenze des Isarkengau (3) gefunden wurde, nämlich die mit fünfzig solchen eingeschnittenen Buchstaben bedeckte Bauberrute vom Piperbüchel, einer 1135 Meter hoch gelegenen Wallburg am Ostrand der Rittner Hochfläche, die im Jahre 15 v. Chr. von den Römern erobert wurde. Die Siedlung, die zur Zeit ihres Unterganges schon seit einem Jahrtausend bewohnt war, hatte einen kleinen Teich, in dessen Mitte ein Pfahlbau stand, der 1913 von Oswald Menghin entdeckt und mit dem gleichzeitig dort aufgefundenen Inschriftenstein in der „Wiener prähistorischen Zeitschrift“ veröffentlicht wurde. (4) 1924 nahm das lgl. Denkmalamt in Padua die Grabungen wieder auf, und hierbei kam in der Mooreerde des verlandeten Teiches jene Bauberrute zutage, die als Erster Etore Ghislanzoni in den „Atti della R. Accademia Nazionale dei Lincei“ von 1928 beschrieben und entziffert hat. (5)

Das in seiner Art wohl einzige Stück stellt sich als ein mäßig gebogener 11 bis 14 mm starker Birkenstab von 100 cm Länge dar, dessen dickeres Ende durch Abrundung und drei breite Schnitte das Aussehen eines Schlangenkopfes – eigentlich des Kopfes einer Blindenschleiche – erhalten hat. Vom Ansatz des Kopfes beginnend sind 23 cm der Rute mit etwa fünfzig von rechts nach links zu lesenden eingekerbten Schriftzeichen bedeckt, die sich auf drei die ganze Mundung des Stabes ausnützende Zeilen verteilen. Außerdem wird durch sechs rund um den Stab laufende Punktreihe die Inschrift noch in sechs Spalten zerlegt, die es zweifelhaft machen, ob die Buchstaben Zeile für Zeile oder nach ihrer Unterteilung in Spalten aneinander zu reihen sind. Die Schriftzeichen selbst sind deutlich und einwandfrei als Buchstaben jenes sogenannten nordetruskischen Alphabets zu erkennen, das durch Pauli unter dem Namen „Bozner Alphabet“ in die Wissenschaft eingeführt wurde; ihre Lesung jedoch hat, abgesehen von vier Stellen, die infolge ihres schlechten Erhaltungszustandes unsicher bleiben, zu Meinungsverschiedenheiten Anlaß gegeben, (6) wohl darum, weil das Schriftbild durch den Kerbschnitt im Rundholz gewisse Veränderungen erfährt, die Verwechslungen möglich machen. Deshalb hat Dr. Marius Navanelli, der sich seit Jahren mit diesen Inschriften befaßt, deren Rätselworte er mit Hilfe des reichen Wortschatzes unserer Mundarten zu lösen sucht, auch von der Inschrift der Bauberrute mittels Pause und Lichtbild eine möglichst getreue Wiedergabe hergestellt und dadurch eine neue Lesart erhalten, die von Dr. Karl M. Mayr und mir sorgfältig überprüft wurde und folgendermaßen lautet:

Spalte 1 AXUPLA (7)	2 .,,	3 II	4 	5 I	6 V
SIARA	S..A	ALV	VISI	ISTIU	SPAX
KULPILINA	UN	A	A	SNA	ER

Da diese Fassung erheblich von den bisher veröffentlichten Texten abweicht, sei zur Begründung der nicht übereinstimmenden Stellen unter genauer Nachbildung ihrer Schriftzeichnung folgendes bemerkt:

Spalte 1, Zeile 1



← A L P U X O A ←

Da der vierte Buchstabe von rechts durch Absplitterung seiner unteren Hälfte etwas verstimmt ist, könnte man ihn auch als A ansprechen, jedoch ist der spitze Winkel, den sein schräger Aufstrich mit dem senkrechten Aufstrich bildet, so eindeutig für das P kennzeichnend, daß die Lesung AXUPLA (sprich: achupla) die wahrscheinlichste bleibt.

Spalte 1, Zeile 3



← A N I L I P L U K ←

Hier wird das klare Bild des vierten Buchstabens von rechts durch das vorhergehende L gestört, dessen zweiter Strich dem Schnitzer ein wenig zu lang geraten ist und mit dem schrägen Aufstrich des zu nahe gestellten P verwirrend gleichläuft, das durch den spitzen Winkel und den senkrechten Aufstrich als solches unverkennbar ist. Die folgenden aus drei senkrechten und einem schrägen Strich gebildeten Schriftzeichen verlieren dadurch an Deutlichkeit, daß der erste senkrechte Strich für ein I etwas zu kurz erscheint, doch ist das kein Grund, ihn darum für den Aufstrich eines schlecht geschnittenen S (San) zu halten, das dem lateinischen M gleicht, da das I in dem darüber stehenden SIARA ebenso kurz ist. Nimmt man aber diesen offensichtlich alleinstehenden Strich für ein I, so verbindet sich der nächste senkrechte Strich mit dem folgenden schrägen zwangslässig zu einem L und der vierte Strich ist dann wieder ein I. Also KULPILINA.

Spalte 2, Zeile 1



— A . . . S —

Die hier vorhanden gewesenen Schriftzeichen sind durch Absplitterung völlig zerstört. Nur am oberen Rande sind drei Punkte bemerkbar, die vielleicht, entsprechend den folgenden Schriftzeichen dieser Zeile, die letzten Reste dreier gerader Striche sein können.

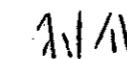
Spalte 2, Zeile 2



— A . . . S —

Auch diese Stelle ist so stark beschädigt, daß man hier nur nur ein P zu erkennen glaubt. Da jedoch dessen Aufstrich nicht schräg sondern senkrecht steht und unmittelbar daneben die Ansätze zu einem schrägen und zu einem senkrechten Strich festzustellen sind, liegt es nahe, diese vier Striche, die zusammen das Bild eines links oben verstimmen lateinischen M ergeben, als den Buchstaben S (San) anzusprechen. Vom nächsten Schriftzeichen sind nur mehr zwei Punkte zu sehen, die einen senkrechten Strich vermuten lassen, dann folgt ein völlig zerstörter Zwischenraum in der Breite eines mittelscharfen Buchstabens und daran anschließend sind am unteren Rande der Verlezung noch drei kurze Striche zu bemerken, die nach ihrer Lage zu einander die untere Hälfte eines A darstellen dürften. Man kann daher mit einiger Sicherheit S . . A vermuten.

Spalte 3, Zeile 2



← V L A ←

Die Lesung L statt U erscheint durch die Lage des ersten und durch die Kürze des zweiten Striches gesichert, ebenso die Lesung V statt E, da demselben gerade jener dritte Seitenstrich fehlt, der das E vom V unterscheidet.

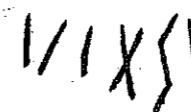
Spalte 4, Zeile 2



← I S I V ←

Die zwei ersten Buchstaben von rechts sind eindeutig VI (fi) zu lesen, die zwei folgenden durch Bruch und Absplitterung verlest. Vom dritten Buchstaben ist ein Stück senkrechter Strich erhalten, an den sich unten, allerdings in einer Bruchstelle laufend, ein Schrägstreich nach links abwärts anschlägt, dem oben ein Schrägstreich nach rechts aufwärts entsprechen müßte, der bei genauem Hinsehen auch tatsächlich vorhanden ist und beim zweiten senkrechten Strich der darüberstehenden ersten Zeile endet. Wir haben also ein S (Sigma) vor uns, das darum etwas schwieriger zu erkennen ist, weil es bei seiner Wiedergabe durch Kerbschnitt der Länge nach etwas mehr Raum braucht als die anderen Buchstaben, weshalb sein unterer oder oberer Schrägstreich leicht übersehen werden kann. Der vierte Buchstabe, dessen Bild ebenfalls beschädigt ist, kann nach sorgfältiger Prüfung nur ein I sein.

Spalte 5, Zeile 2



← U I T S I ←

Doch der tadellosen Erhaltung der Schriftzeichen dieses Wortes ist seine Lesung umstritten. Den ersten Buchstaben als R anzusehen ist nur dann möglich, wenn man, wie eben beim S von VISI gezeigt wurde, den links abwärts gehenden Schrägstrich, der sich an die zweite Senkrechte ansetzt, überseht oder zur darunterliegenden Zeile zieht, wo er jedoch keinen Anschluß findet. Wir haben also kein R sondern ein I vor uns und ein S, dessen linker Abstrich unter die Zeile zu liegen kommt. Der nächste Buchstabe ist eindeutig ein T, dann folgen noch drei und nicht vier Striche, die ihrer Lage und Länge nach nicht als N, sondern nur als IU aufgelöst werden können. Also nicht RTIN sondern ISTIU.

Spalte 6, Zeile 1.

R

V

Das Zeichen, das hier steht, ist ein senkrechter durch das Leimen der Bruchstelle verschobener Strich, unter dem ein etwas kürzerer nach links aufwärts ansetzt, wodurch, wenn auch undeutlich, das Bild eines lateinischen V erzeugt wird. Da in dieser Zeile neben dem Worte AXUPLA nur senkrechte Striche eingeschnitten sind, nämlich 3, 2, 4, 1, so erscheint die Meinung Navanellis, der dieses Schriftzeichen mit der römischen Ziffer V vergleicht, wohl begründet zu sein und wird durch meinen Erklärungsversuch über die Entstehung dieses indogermanischen Zahlzeichens (8) noch bestätigt.

Spalte 6, Zeile 3

1 2

← R E ←

Hier sind nach wiederholter genauer Untersuchung nur die Buchstaben E und R festzustellen. Die sich anschließenden buchstabenähnlichen Gebilde (KI) liegen an der Hauptbruchstelle, wo sie beim Zusammenkleben durch Umliegen mit Draht entstanden sein dürfen. Sie sind daher auch nicht eingekerbt, sondern nur eingepreßt.

Marius Navanelli hat seine neue Lesung der Zauberrolle durch einen ebenso geistreichen wie einleuchtenden Gedanken ergänzt. Er hat nämlich die auf der nach innen gebogenen Seite des Stabes, also gewissermaßen die auf den Bauch der Schlange geschriebene erste Zeile, in der neben AXUPLA die Zahlzeichen 3, 2, 4, 1, 5 stehen, mit den sechs rund um den Stab laufenden Punktreihe in ursächlichem Zusammenhang gebracht und dadurch der Unterteilung der Inschrift in sechs Spalten einen glaubhaften Sinn gegeben. Von der Annahme ausgehend, daß die Rute eine jener im altindischen und indogermanischen Brauchtum bekannten Rätselfragen enthalte, in denen mit gewollter Zweideutigkeit Himmliches und Allzürdigliches mit einander verwechselt und verquickt werden sollte, glaubt er in diesen fünf Ziffern die Anweisung gefunden zu haben, nach der die sechs Spalten aneinander gereiht werden müssen, um entweder die Antwort auf das Rätsel oder, wenn es kein solches sein sollte, die richtige Wortfolge der Inschrift zu erhalten. Diese Schlussfolgerung, wodurch die sonst unerklärliche und überflüssige Unterteilung in Spalten verständlich und bedeutungsvoll wird, hat mich auf den

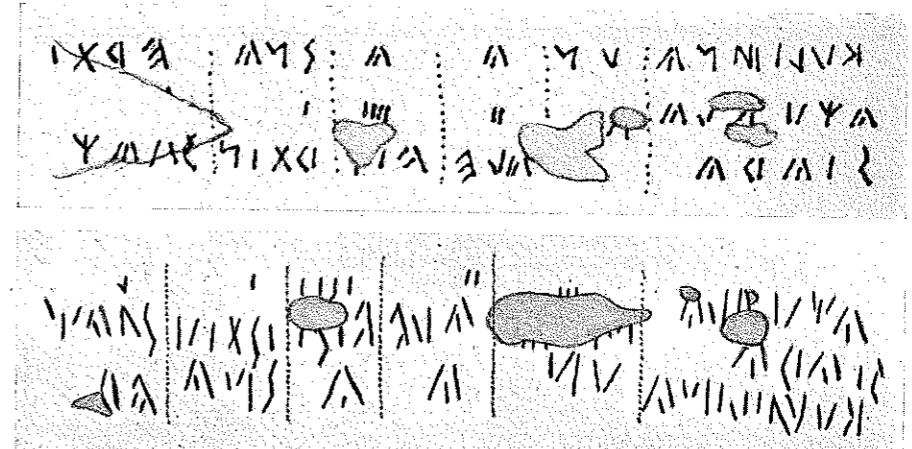
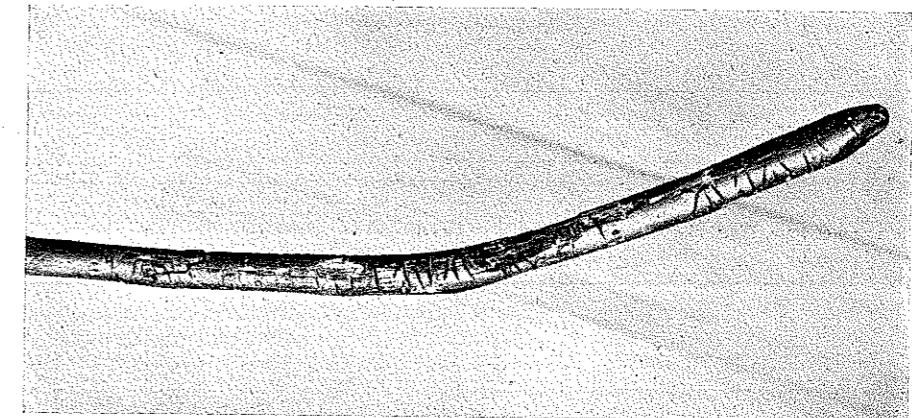
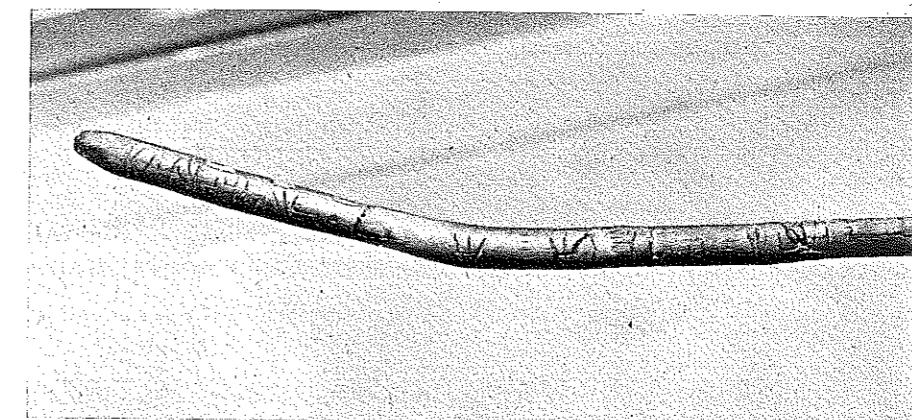


Abbildung 1 (oben). Die Zauberrolle vom Pfeifenkopf. Aufnahme Verfasser. – Abbildung 1a (Mitte) Abbildung 2 (unten). Die Zauberrolle vom Pfeifenkopf. Abschrift von Carlo Battisti. – Abbildung 3 (unten). Abschrift von Marius Navanelli.

Gedanken gebracht, daß der in Schlangenform gebildeten Rute ein Zauberspruch anvertraut wurde, eine Beschwörung, bei der bekanntlich die richtige Reihenfolge der Worte von besonderer Wichtigkeit ist, da sich sonst der Zauber gegen den Beschwörer wendet. Zur Geheimhaltung des Spruches wurde daher sein Text in sechs Spalten zerlegt und diese so miteinander verwechselt, daß nur ein Kenner des Ziffernschlüssels ihn richtig lesen und gebrauchen konnte. Nach dieser von Ravanelli gefundenen Umstellung lautet die Inschrift, deren Worte unverkennbar an indogermanisches Sprachgut anklingen, folgendermaßen:

AXUPLA	V	III	III	II	I
SIARA	SPAX	VISI	Š . A	ALV	ISTIU
KULPILINA	ER	A	UN	A	SNA

*

(1) Richard Pietroni, Zauberstäbchen und Holzkultur, Schlem 1936, S. 41 f. – (2) Tacitus, Germania, 10. Kapitel. – (3) Über die Täfelchen vgl. Richard Heuberger, Rätien, Schlem-Schriften 30, Innsbruck 1932, S. 32 f., 59 f. und derselbe im Schlem 1930, S. 353. – (4) Désiré Menghin, Ein unvoller La Tène-Pfahlbau am Ritten, Wien 1914, S. 53 f.; R. Th. Hoentiger im Schlem 1931, S. 308, Anmerk. 44. – Da in der Veröffentlichung Menghins die photographische Abbildung des Steines die Inschrift nicht ganz richtig wieder gibt, sei sie hier nach einer genauen Pause gebracht **ΑΚΣΑΝ**. Sie lautet daher auch nicht, wie Karl M. Mayr festgestellt hat, LASEKE MAIECHE **ΑΥΑΛ** sondern LASEKE MAZECHÉ! – (5) Ettore Ghislanzoni, Notizie degli Scavi di Antichità 1928, vol. IV, serie VI, pag. 309–310. – (6) Carlo Battisti, L'etrusco e le altre lingue preindoeuropee d'Italia, Studi Etrusci, 1934, vol. VIII, pag. 193–196; G. Goldmann, Zur nordetruskischen Inschrift von Collalbo, Studi Etrusci, 1934, vol. VIII, pag. 197–216; Francesco Ribezzo, Riv. ind.-gr.-it., XVIII, 1934, pag. 107; Joshua Whitmough, The Prae-Italic Dialects, II, 9 f., 544. – (7) Dieser Buchstabe, der hier aus drüdtechnischen Gründen mit X wiedergegeben wurde, entspricht seiner Form nach dem griechischen Psi, seinem Lautwerte nach dem griechischen Epsilon. – (8) Da acht, lateinisch octo, aus *oktuo der Zweizahlform eines indogermanischen Wortes *ektem entstanden sein soll, wonit die vier Fingergruppen einer Hand ohne den Daumen bezchnuet wurden, stelle ich mir den Vorgang beim Zählen zu dieser Zeit, wo man noch keine Dekade kannte, folgendermaßen vor: Man zählte zuerst die vier Finger der einen Hand ohne den Daumen, vermerkte dann diese erste Fingerrreihe durch Erheben des Daumens (I) und zählte weiter, indem man durch Ausstrecken des Zeigefingers (V) fünf und durch Ausstrecken aller Finger dieser Hand (VIII) acht erhielt. – Bei der auf der Zehn aufgebauten römischen Zahlenordnung wird die Entstehung der Ziffer V durch die Annahme einer Trennung der Ziffer X erklärt, die wieder durch decussatio der Ziffer I d. h. durch Kreuzung mit einer Schräglinie, die verzehnfachende Wirkung hatte, gebildet wurde.

*

Astrunen lerne,
wenn ein Arzt du sein
und Krankheit erkennen willst!
Man rieß sie auf die Borke
und des Baumes Gezweig,
der ostwärts die Äste streckt.
Edda, Runenweisheit



Abbildung 1. Hans Bol, Der Schlittschuhlauf. Stich 1570

Die Fundgrube

Wie Bilder mit Trojaburgen.

Das schöne Bild von Abel Grimer aus dem Antwerpener Museum, das D. J. van der Ven in Germanien 1942, S. 121, veröffentlicht hat, läßt sich in seiner Herkunft noch anders bestimmen, als es der Verfasser getan hat. Ihm sind die engen Beziehungen aufgefallen, in denen das Gemälde zu dem Stich von Hans Bol „Der Lenz“ steht. Während aber hier nur Ähnlichkeiten der einzelnen, vom Künstler verwandten Gegenstände zu finden sind, gibt es einen Stich von Bol, der für Abel Grimer die unmittelbare Vorlage zu seinem



Abbildung 2 (oben). Peter Bruegel, Frühling 1570 (Auschnitt). - Abbildung 4 (rechts unten). Hans Bol, Mal.

Grimers wenig wert, nachdem sich die Vorläufer und Uebilder gefunden haben. Daß dieser Stich Bruegels und dementsprechend das Bild Grimers einen sehr schönen dreistufigen Baum zeigt, wo sich fröhliche Paare vergnügen und zwar nicht nur unter, sondern auch in dem ersten Stock des Baumes, sei nur nebenbei erwähnt. (Abb. 2.) Einen allerdings recht verkleinerten Stockwerkbaum zeigt auch der Frühlingsstich des Hans Bol (Abb. 3.). Er bietet im übrigen die gleichen Dinge wie der Stich Bruegels, die lagernden Paare, die Fahrt im geschmückten Kahn und erhebt sich damit über eine rein gegenständliche Schilderung zu einer symbolhaften Darstellung, deren Sinn in damaliger Zeit jedem Beschauer deutlich war. Eine genauere Interpretation dieser Frühlingsbilder muß einer späteren Arbeit vorbehalten bleiben. Doch sei zum Schlus noch ein Rundbild Bol's gebracht

Abb. 4), aus einer Folge der 12 Monate stammend und den Mai darstellend. Wieder



sehen wir hier die Paare, auch im Hintergrund den Kahn und, was besonders wichtig



Abbildung 3. Hans Bol, Der Frühling. Stich

ist, den hohen Maibaum, um dessen Stamm ein Häuschen gebaut ist. Er steht in einer Art Windelbahn, deren Herstellung (Hecken, Zäune oder Mauern?) freilich nicht zu erkennen ist. Wie auf all den hier gebrachten Bildern befindet sich der Baum mit seiner Umgebung auf einer Insel in einem Gewässer. Auf jeden Fall ist die Wichtigkeit dieser Bilder für die volkskundliche Forschung, wie es van der Ben richtig ausgesprochen hat, sehr groß.

Friedrich Mössinger

Don - Donez - Donau.

Besteht ein Zusammenhang zwischen diesen drei Flüssynamen, von denen nun auch die beiden ersten im gegenwärtigen Weltgeschehen in unser westliches Gesichtsfeld gerückt sind? So aufdringlich ist in der Tat die äußere Ähnlichkeit der Formen, daß Vorsicht hinsichtlich ihrer sprachgeschichtlichen Verwandtschaft doppelt und dreifach am Platze ist. Und doch scheint hier einmal der Schein nicht zu trüben: die Namen sind tatsächlich miteinander verwandt.

Natürlich ist der Donez der „kleine Don“, da russ. -ez, wie hier, auch sonst häufig als Verkleinerungsform auftritt; so etwa in dem Wort für „Vater“, russ. otéz, das gegenüber griech. lat. got. althochd. atto „Vater“ ein „Väterchen“ (Attila, Etzel) bezeichnet.

Aber der Don selbst? Man bringt ihn zusammen mit iran. dānu-, das altnordne. „träufelnde Flüssigkeit, Tau“ und aveſt. „Fluß“ bedeutet und aus dem schon Max Müller (1871) auch den Namen der Donau erklärte. Allerdings machen die Vokale einige Schwierigkeit, indem die altslavischen Namen der Donau Dūnavj m., Dūnavo n. und Dūnaj m. (s) noch heute russ. Dunaj, wozu als Verkleinerung der galizische Weichselnebenfluss Dunaj-ez gehört; vgl. auch bulg. serb. Danav, madj. Duna „Donau“ lauten: also mit ü, da nach Joseph Schneid (in Zeitschr. f. Ortsnamen-

forschung 1925) die Slaven bei Entlehnung des germ. Namens *Dōnawi das ihrer Sprache fremde ö durch klangähnliches ou ersetzten, das dann regelrecht zu ü würde. Der Don (und Donez) mit ö hingegen geht wohl direkt zurück auf dan, don (aus dän. „Fluß“) in der Sprache der Ostseen oder einer Gruppe, zu der die Ostseen im mittleren Kaukasus gehören, also etwa der „Skythen“ Herodot. Indirekt besteht ein Zusammenhang zwischen Don(ez) und Donau aber doch, da alle drei denselben Namensstamm dānu- aufweisen. Woher aber stammt dieser selbst? P. Kretschmer (1936) verlegte seinen Ursprung ins Ostindogermanische. Dem gegenüber wies aber Schneß in einem Vortrag („Über den Namen der Donau“) auf einer Pariser Tagung für Namensforschung (I. Actes et Mémoires du Congrès international de toponymie et d'anthroponymie, Paris, 25—29 juillet 1938) darauf hin, daß der Stamm dānu-, von dem Anglisten M. Förster (1924) für das Keltsche nachgewiesen, auch im Westindogermanischen vertreten und mithin als gemeinindogerm. anzusprechen ist. So sind zunächst die slav. Dun-Formen alle aus dem Gotischen abzuleiten, dessen *Dōn-ab-eis m. (sprich Dōn-aw-is; aus älterem *Dōn-aw-jaz) griech. als Dōnabīs und Aff. Dounabin überliefert ist. Zugrunde aber liegt nach Schneß zweifellos eine kelt. Form Dān-ovios, die einerseits bei den Römern den Namen Dān-avius (durch Angleichung an die zahlreichen lat. Familiennamen wie Vitruvius usw.) ergab und anderseits (über germ. *Dōn-ow-joz, *Dōn-aw-jaz) in westgerm. lautgesetzlicher Entwicklung schließlich zu *Dōn-ouwe und *Dōn-ouwe führte. Was Wunder, wenn mit dessen Ausgang durch das Spiel der Volksetymologie das ganz andersartige, ganz unverwandte und auch bedeutungsmäßig keineswegs passende Wort auwe, ouwe f. „Aue“ (älter *awja „von Wasser umflossenes Land, Insel, feuch-

tes Wiesenland“) gleichgesetzt und nun erst der ganze Flussname, althoch. Tuon-ouwa, dem weibl. Geschlecht zugewiesen wurde. Dass die Grundform des Namens aber aus dem Keltschen stammen muß, zeigen uns die entsprechenden kelt. Flussnamen Großbritanniens: der auch aus der Dichtung bekannte nordmälist. Fluss Dee, älter Dyfr-donwy „Wasser des Donwy“, ist in seinem 2. Bestandteil durchaus identisch mit unserem Donau-Namen und spiegelt ein älteres *Dān-oviā wider. Daneben aber hatte M. Förster das Stammwort des Namens auf alskelt. Boden Englands und Schottlands auch noch mehrfach in der einfachen Namensform Don oder Doon(e) aufgezeigt, wovon die Mehrzahl in ihren erhaltenen älteren Formen sich auf kelt. *dān- zurückführen läßt. Letzteres selbst, ein alter -u-Stamm dānu- „Fluß“, wurde, wie Schneß vor dem Pariser Forum erstmals nachwies, ablautend und mit -jo-Suffix erweitert zu *Dān-ew-jo-s „der zum Fluss Gehörige“, wohl „Flussgott“ und wahrscheinlich „Fluß“ selbst, was zu kelt. Dān-ov-jo-s als der Grundlage aller Donaunamen führt: eine Feststellung von entschiedenem Fortschritt, da sie über das Suffix Aufklärung schuf und dadurch die kelt., lat. und deutsche Namensform aus einer Grundform *Dān-ewjos herzuleiten ermöglicht.

Die Herkunft der beiden weiteren Schwarze Meerflüsse Dnestr und Dnepr, die vielfach mit Don und Donau in Zusammenhang gebracht werden, ist noch zu wenig geklärt um in den Kreis dieser Erörterung gezogen zu werden.

O. Emmerig.

Zur Deutung des Namens Tamfana.
In seinen Annalen (I, 51) berichtet Tacitus von dem Heiligtum der „Tamfana“ (in anderer Überlieferung „Tamsana“), das die Römer dem Erdoden gleichgemacht hätten. Über den Namen dieser germanischen Göttin,

der zu Ehren die Marser das Erntedankfest feierten, liegen mehrere Erklärungen vor (1), doch hat keine davon allgemeine Zustimmung gefunden. Ich möchte daher eine neue, näherliegende versuchen.

In seinen „Germanisch-finnischen Lehnwortstudien, ein Beitrag zur ältesten Sprach- und Kulturgeschichte der Germanen“ (Acta Societatis Scientiarum Fenniae, Helsingfors 1915), S. 14, bespricht L. E. Karsten das finnische, von den Germanen entlehnte Wort tenho Zauberkraft, Kraftäußerung, das im Estnischen als tānu vorliegt und dort auch noch die Bedeutung „Gott“ hat.

Diese finnisch-estnische Wortgruppe verbündet Karsten mit gotisch theihwō „Donner“, das er aus urgermanisch thenhwō herleitet. Verwandt damit sind ihm althulg. toca (aus urindogerm. tonka) Sturzregen, russisch tuca Gewitterwolke, kaschub. tanka Regenwolke. Er schreibt: „Das finnisch-estn. tenho scheint also ursprünglich eine Gewittergottheit bezeichnet zu haben. Dafür spricht auch die finnische Ableitung tenhottaa durch ihre Bedeutung „lärmen“, die für finnisch tenho, Zauberkraft, eine Grundbedeutung „Donnergott“ oder „Donner“ voraussehen läßt. Im Vergleich mit dem finnisch-estn. tenho dürfte auch got. theihwō nicht nur sprachlich, sondern auch inhaltlich eine jüngere Entwicklung darstellen. Es kann nämlich auf einen ursprünglichen Götternamen thenhu zurückgehen. Das gotische schwache Femininum würde diesfalls am ehesten auf eine Gewittergöttin hindeuten, und dafür ließen sich weibliche Donnergotttheiten wie die altnordische Jörgyn und die finnische „Raumi“ (aus urnord. „Rauni“ ...) heranziehen.“

Aus diesen so überzeugenden Darlegungen zieht Karsten nunmehr eine falsche Schlussfolgerung: „Der vielumstrittene germanisch-römische Gott Mars-Tincus ist meines Erachtens ein junger Vertreter des hier be-

sprochenen germanisch-finnischen Tenhoo.“

Im Gegensatz dazu meine ich: „Mars Thincus“ ist kaum bezweifelbar als „Mars Thincus“ erklärt und auf Ziu, den Herrn des Things, der Gerichtsversammlung, bezogen worden, aus dessen „Dingstag“ unser „Diestag“ sich entwickelt hat. Er hat mit der von Karsten verschlossenen germanischen Gewittergöttin nichts zu tun. Viel näher liegt ein anderer Schluss: Wahrscheinlich gab es eine germanische Göttin Thanhwana (a statt e erklärt sich als andere Stufe der lautspezifischen Ablautreihe), das heißt: „Herrin des Gewitters“, eine Fruchtbarkeitsgöttin also. Ihr Heiligtum war für ein Erntedankfest daher der geeignete Ort.

„Thanhwana“ war für eine römische Zunge unausprechlich. Die germanischen Namen in römischer Inschrift geben immer nur Annäherungswerte an die tatsächliche Lautung. „Tansana“ oder „Tamsana“ ist die körniger Ausprache angepaßte Wiedergabe des Namens der germanischen Gottheit.

Hermann Harder

(1) Vgl. de Bries: Altgerm. Religionsgeschichte, Bd. I, § 150. Anm.

Die Bücherwaage

Hans Urbani. Die frühen Nachgräberstätten des Ostpreußens, in: Schriften der Albertus-Universität, Geisteswissenschaftliche Reihe, Band 33, Königsberg/Pr. 1941, Osteuropa-Verlag, 207 S. und 31 Taf. RM. 11.50.

Joachim Hoffmann. Die spätheidnische Kultur des Memellandes (10.–12. Jahrh. n. d. Chr.), in: Schriften der Albertus-Universität, Geisteswissenschaftliche Reihe, Band 29, Kö-

nigsberg/Pr. 1941, Osteuropa-Verlag, 189 Seiten, 15 Tafeln und 1 Karte RM. 9.50. Die Arbeiten von Urbanek und Hoffmann sind als Dissertationen bei Prof. Freiherr von Richthofen in Königsberg vorgelegt worden und entspringen, da sie der Anregung von Richthofens folgen, wissenschaftlichen als auch grenzpolitischen Notwendigkeiten und berücksichtigen Teile des fremdvölkischen Schrifttums der an Ostpreußen grenzenden Gebiete. H. Urbanek greift in seiner Arbeit ein Problem auf, dessen Lösung der ostpreußischen Vorgeschichtsforschung trotz weitgehender Erfolge insbesondere durch die Arbeiten von Engel und Va Baume Schwierigkeiten bereitete und mehrfachen Schwankungen unterworfen war. Urbanek ist im Juni 1940 im Besten gefallen. Er hatte eine weitere Durcharbeitung der von ihm behandelten Fragen geplant. Doch führen seine schon abgeschlossenen Darlegungen zu einem Ergebnis, das, von eigenen, sehr langwierigen Untersuchungen ausgehend, dem von Engel gleicht. Die Flachgräberfelder der westmasurischen Gruppe der ausgehenden Bronze- und frühen Eisenzeit, die in der gleichzeitigen Kultur der altpreußischen Hügelräber eine Sonderstellung einnehmen, sind nicht Zeugnisse der Lausitzer Kultur, wie es auf Grund mancher Ähnlichkeiten im Grabbrauch und Tongeschirr häufig vermutet wurde, sondern geben ein Bild von der Herausbildung der galindischen Stammeskultur im Rahmen des altpreußischen Volksstums, wobei Urbanek eine Einwanderung altpreußischer Volkssteile aus dem Weichselgebiet für die Entstehung der westmasurischen Gruppe der Flachgräberfelder annimmt. Es ergibt sich für die Zukunft die Notwendigkeit, das Fundmaterial jenseits der alten Grenzen Ostpreußens noch mehr zu berücksichtigen, als es Urbanek den Umständen entsprechend möglich war. Ein bedeutender Wert der Arbeit

liegt nicht nur in der Auswertung, sondern auch in der sorgfältigen Vorlage des einschlägigen sehr reichhaltigen Fundmaterials. Durch ausführliche Materialbehandlung zeichnet sich auch die Arbeit von Hoffmann aus, die die Endphase der Kulturentwicklung im Memelland vor Beginn der Ordenszeit untersucht. Auch die Behandlung von Zeitabschnitten, die schon zum Teil in das Licht der sogenannten Geschichte treten, und auch auf Grund schriftlicher Überlieferungen beleuchtet werden können, ist mit Hilfe der Methoden der Vorgeschichtsforschung sehr lohnend und ergibt meist erst gesicherte Resultate und auch neue Ergebnisse für das Geschichtsbild. Das gilt natürlich insbesondere für die Gebiete, in denen die Sachgüter an sich bis in sehr späte Zeit hinein die Grundlage für die Forschung bilden müssen. So beschäftigt sich die Arbeit Hoffmanns angelegentlich mit der Fundgruppierung und Zeitbestimmung der Bodenalter, älteres des 10.-12. Jahrhunderts im Memelland. Auf Grund jener Untersuchungen kann er die Kultur des Memellandes mit der des Gebietes an der westlitauischen Küste bis nach Nordkurland hin verknüpfen und das Volksum der dort siedelnden Bewohner im genannten Zeitabschnitt als das der Liven angeben. Die von Siedlungsgeographen hervorgehobene Tatsache der Siedlungsleere des Memellandes zu Beginn der Ordenszeit im 13. Jahrhundert wird auch auf Grund der Bodenfunde festgestellt. Damit fällt die von Elstauern in vergangenen Jahren vielfach herausfordernd aufgestellte These von einer urlitauischen Bevölkerung des Memellandes in sich zusammen.

Die eingangs erwähnten grenzpolitischen Gesichtspunkte weiten sich auch bei den beiden vorliegenden Arbeiten heute zu einem Blick auf Gebiete, die außerhalb der alten Reichsgrenzen liegen und der deutschen Forschung weite Aufgaben zuteilen. W. von Seefeld

In den Beiheften der Zeitschrift „Germanien“, Monatshefte für Germanenkunde, erscheint im Herbst 1942 als Beiheft 3:

A. BOHMERS · DIE AURIGNACGRUPPE

Eine Einteilung der ältesten Kunst der Urzeit. Format 17×25 cm. 46 Seiten Text und 43 Abb. auf Kunstdruckpapier. Kartoniert etwa RM. 2.50.

Beiheft 2:

GEORG INNEREBNER · SONNENLAUF UND ZEITBESTIMMUNG IM LEBEN DER URZEITVOLKER

Im Herbst wieder lieferbar. Format: 17×25 cm. 48 Seiten, 10 Bilder, 14 Diagramme, Kunstdruckpapier. Kart. RM: 2.—

„Die Arbeit zeigt auf anschauliche Weise für jeden der gewöhnlichen Schulmathematik mächtigen Leser, worauf die Himmelsbeobachtungen und Berechnungen der einfachen Zeit- und Ortungsbestimmung nach dem Sonnenlauf beruhen. Für den Naturfreund, der nach lebendiger Anschauung trachtet, sind die prächtigen Photos mit den Sonnenstandsketten über dem Horizont im Hochgebirge besonders erfreulich.“ „Völkischer Beobachter“ München I. V. 1942

Beiheft 1:

ALTHEIM-TRAUTMANN · KIMBERN UND RUNEN

Untersuchungen zur Ursprungsfrage der Runen. Jetzt lieferbar. Format: 17×25 cm. 65 Seiten, 29 Abb., 1 Karte, Kunstdruckpapier. Kart. RM. 3.50.

Die Frage nach dem Ursprung der Runen gehört zu den brennendsten der germanisch-deutschen Frühgeschichte. F. Altheim und E. Trautmann-Nehring, bekannt durch ihre Felsbildfunde in der Val Camonica, haben sich schon einmal zu dieser Frage geäußert. Kimbern und Illyrier, Alpenstraßen und Handelsgeschichte, Felsritzungen und Loshölzer — diese und andere Teilstudien werden in ein völlig neues Licht gerückt.

AHNENERBE-STIFTUNG VERLAG · BERLIN-DAHLEM

*Einnachen
kinderleicht
mit
Friko*

rohe oder gekochte
Früchte mit oder
ohne Zucker
in Zubindergläsern
und -gefäßern
Beutel 20 Pf.

Friko

Hersteller: Friko-Dortmund Postfach 223 Ruf 34732

Hauptverleger: Dr. J. Otto Plassmann, Berlin-Dahlem, Pfälzerstr. 16. Anzeigenleiter: Gerda Grünberg, Berlin-Dahlem. Ahnenerbe Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem, Nuhlandallee 7-11. Buchdruck Kastner & Gallwey, München. Offsetdruck J. P. Himmer, Augsburg. Gesamte grafische Gestaltung: Eugen Nerdlinger, Augsburg.